

Friedrich Lenger

Die neue Kapitalismusgeschichte

Ein Forschungsbericht als Einleitung*

»That's a great deal to make one word mean,« Alice said in a thoughtful tone. »When I make a word do a lot of work like that,« said Humpty Dumpty, »I always pay it extra.« [...] (Alice didn't venture to ask what he paid them with; and so you see I can't tell *you*.)«¹

»Kapitalismus« gehört sicherlich zu den Worten, die Humpty Dumpty extra bezahlen würde. Und angesichts der kaum abgeklungenen Finanzkrise von 2008 ist es nicht wirklich erstaunlich, dass in den letzten Jahren der Begriff und seine vielen Bedeutungen wieder sehr viel stärker in den Fokus sowohl der Wissenschaft als auch einer breiteren Öffentlichkeit gerückt sind. Und dennoch vermag die jüngste Debatte immer wieder zu überraschen. »Stirbt der Kapitalismus?«, fragt beispielsweise ein zunächst bei Oxford University Press erschienener Band, an dem so bekannte Sozialwissenschaftler wie Craig Calhoun, Randall Collins, Michael Mann oder Immanuel Wallerstein mitgearbeitet haben.² Dass letzterer den von ihm seit Jahrzehnten prognostizierten und herbeigesehnten Tod des Kapitalismus nun endlich herannahen sieht, war zu erwarten. Die Selbstverständlichkeit, mit der ein zuvor vor allem als Max-Weber-Interpret und an Gewalt interessierter Mikrosoziologe hervorgetretener Wissenschaftler wie Randall Collins nun vom »Aufgalopp zum letzten Crash des Kapitalismus« spricht, verblüfft dagegen eher.³ Vielleicht kann man darin auch den Ausdruck von Erleichterung erkennen, dass die vor einem guten Vierteljahrhundert allseits verkündete Alternativlosigkeit des Kapitalismus nicht das letzte Wort gewesen sein muss.

Es fehlt jedenfalls nicht an Indizien, dass wir es mit weit mehr als der »reemergence of a historical concept« zu tun haben, wie Jürgen Kocka und Marcel van der Linden eine aktuelle Bestandsaufnahme zum Thema »capitalism« untertiteln.⁴ Vielmehr scheint Nancy Frasers Diagnose zutreffend: »What all the talk about capitalism indicates, symptomatically, is a growing intuition that the heterogeneous ills – financial, economic, ecological, political, social – that surround us can be traced to a common root.«⁵ Und wie weit diese Intuition ausstrahlt, sieht man etwa im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, das unlängst den größten Teil einer Seite der Aufforderung widmete, die geneigten Leser sollten doch das Erscheinen einer deutschen Übersetzung zum Anlass

* Für die kritische Diskussion eines ersten (Teil-)Entwurfs danke ich den Mitgliedern der Gießener Arbeitsgruppe »Geschichte und Theorie des globalen Kapitalismus«, den übrigen Herausgeberinnen und Herausgebern dieser Zeitschrift sowie Dieter Langewiesche (Tübingen).

1 *Lewis Carroll*, *Alice's Adventures in Wonderland & Through the Looking-Glass*, New York 1960, S. 187.

2 *Immanuel Wallerstein/Randall Collins/Michael Mann* u. a., *Stirbt der Kapitalismus? Fünf Szenarien für das 21. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2014 (zuerst engl. 2013 unter dem Titel »Does Capitalism Have a Future?«).

3 *Randall Collins*, *Das Ende der Mittelschichtarbeit: Keine weiteren Auswege*, in: ebd., S. 49–88, hier: S. 63.

4 *Jürgen Kocka/Marcel van der Linden* (Hrsg.), *Capitalism. The Reemergence of a Historical Concept*, London/New York 2016.

5 *Nancy Fraser*, *Behind Marx's Hidden Abode. For an Expanded Conception of Capitalism*, in: *New Left Review* 2014, Nr. 86, S. 55–72, hier: S. 55.

nehmen, endlich das von Louis Althusser und einigen seiner Mitstreiter vor fünfzig Jahren herausgebrachte Buch »Lire le Capital« zu lesen.⁶

Breitenwirkung und Grundsätzlichkeit der wieder eröffneten Kapitalismuskonversation sind also kaum zu überschätzen. Sie hat nicht nur das Interesse an Karl Marx wiederbelebt, sondern auch sozialistische oder postkapitalistische Utopien erneut salonfähig gemacht.⁷ Die Spannweite der Positionen ist auch hier groß. Sie reicht von dem Versuch Axel Honneths, aus der kritischen Auseinandersetzung mit sozialistischen Denkern des 19. Jahrhunderts eine von den »theoretische[n] Erblasten des Sozialismus« gereinigte Grundlage zu gewinnen, auf der ein neues ›Reich der Freiheit‹ nicht nur für die Sphäre der Ökonomie, sondern auch für den privaten Bereich und die politische Öffentlichkeit entworfen werden kann, bis zu der gemessen an dieser hegelianisch-rawlsianisch geprägten Marx-Lektüre gelegentlich geradezu hemdsärmelig daherkommenden Skizze eines »Postkapitalismus« aus der Feder des britischen Fernsehjournalisten Paul Mason.⁸ Auch Mason setzt sich kritisch mit der sozialistischen Tradition auseinander, wobei er nur selten vor Marx zurückgeht und stattdessen die theoretische Fortentwicklung im 20. Jahrhundert und die sowjetischen Ansätze zu ihrer Umsetzung stärker in den Blick nimmt. Sein Glauben an eine funktionsfähige Alternative zum Kapitalismus gründet sich aber weniger auf die Zuversicht, Fehler der Theoriebildung retrospektiv erkennen und beheben zu können, als vielmehr auf die Verheißungen der Informationsverarbeitung. Da der Informationsgehalt physischer Güter unaufhaltsam steige, die Vervielfältigungskosten einmal existierender Informationen aber gegen null gingen, sei es nur noch deren Monopolisierung durch Unternehmen wie Apple oder Microsoft, die verhinderten, dass gemäß »der Allmendelogik produzierte kostenlose Güter« an die Stelle »kommerziell erzeugte[r] Güter« träten und so die Basis einer neuen, kooperativen Gesellschaftsordnung bildeten.⁹ Nur im Bereich der Energieversorgung seien dann doch Zwangsmaßnahmen nötig, damit das postkapitalistische Paradies nicht noch durch die von Honneth ganz ausgeblendeten ökologischen Belastungen gefährdet werde.

Es sind also weitgespannte Horizonte, in denen dieser Tage wieder über den Kapitalismus diskutiert wird. Und unabhängig davon, ob man wie Paul Mason im kognitiven Kapitalismus die letzte Phase vor seiner Überwindung erkennt oder wie Craig Calhoun aus seiner »extreme[n] Finanzialisierung« der jüngsten Zeit eine bisher so nicht gekannte Krisenanfälligkeit resultieren sieht, drängt sich immer wieder die Frage nach der Tiefe der behaupteten Zäsuren auf, die sich nur auf dem Wege der vergleichenden historischen Einordnung wird beantworten lassen.¹⁰ Dabei ist ein bei Sozialwissenschaftlern gelegentlich anzutreffendes Verständnis von Geschichte aufschlussreich, garantiert doch so unterschiedlichen Autoren wie Elmar Altvater und Wolfgang Streeck die vom Wissen um seine Anfänge bezeugte Geschichtlichkeit des Kapitalismus auch seine Endlichkeit.¹¹ Dieser Logik

6 Cord Riechelmann, Was ist? Kampf! Louis Althusser lesen – warum es heute hilft, das Werk des Marxisten und Anti-Fundamentalisten wiederzuentdecken, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14.6.2015, S. 52.

7 Von daher geht die Debatte über das Anliegen von Marxens jüngstem Biografen hinweg, ihn gleichsam dem 19. Jahrhundert zurückzugeben. Vgl. Jonathan Sperber, Karl Marx. Sein Leben und sein Jahrhundert, München 2013, sowie die gegen eine solche Historisierung die Relevanz der marxischen Problemstellung geltend machende Aufsatzsammlung von Rahel Jaeggi/Daniel Loick (Hrsg.), Nach Marx. Philosophie, Kritik, Praxis, Berlin 2013.

8 Axel Honneth, Die Idee des Sozialismus. Versuch einer Aktualisierung, Berlin 2015, S. 80.

9 Paul Mason, Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie, Berlin 2016, S. 195.

10 Craig Calhoun, Was den Kapitalismus heute bedroht, in: Wallerstein/Collins/Mann u. a., Stirbt der Kapitalismus?, S. 163–202, hier: S. 169.

11 Vgl. Elmar Altvater, Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen. Eine radikale Kapitalismuskritik, Münster 2011, insb. S. 10, sowie Wolfgang Streeck, Wie wird der Kapitalismus enden?, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 2015, H. 3, S. 99–111, hier: S. 106.

wird nicht jede Historikerin oder jeder Historiker folgen wollen und stattdessen eher nach dem Formwandel des Kapitalismus und nach Veränderungen im Denken über den Kapitalismus fragen. Mit Blick auf Letzteres sticht ins Auge, wie rasch das um die Jahrtausendwende noch lebhaftes Interesse an der »Zukunft des globalen Kapitalismus« von der Frage nach dessen Ende verdrängt worden ist.¹²

In dieser Einleitung soll es indessen um etwas längerfristig verlaufende Wandlungsprozesse gehen. Wenn dabei im Titel von einer »neuen« Kapitalismusgeschichte die Rede ist, soll damit auch angedeutet sein, dass diese Einleitung vor allem einen Strang herausgreift, der allerdings ein dominanter ist.¹³ Denn naheliegenderweise tritt in der historischen Beschäftigung mit dem Kapitalismus die allgemein unübersehbare globalgeschichtliche Wende noch deutlicher hervor als in vielen anderen Bereichen der Geschichtswissenschaft ohnehin. Ob damit aber, wie Sven Beckert meint, »the return of a materialist, even structuralist reading of history« ganz umstandslos verbunden ist, sei dahingestellt. Zumindest kann man sich wohl der ja schon von Max Weber stringent hergeleiteten Aufgabe verpflichtet fühlen, zu erklären, »how the world turned out the way it did«, und dabei davon überzeugt sein, »that one of the analytical concepts that can be usefully employed to understand that history is capitalism«, ohne deshalb die Theorie- und Methodendiskussion der letzten vierzig Jahre beiseiteschieben zu müssen.¹⁴ Gleichwohl ist unübersehbar, dass inhaltlich vielerorts an Diskussionen angeknüpft wird, die in den 1970er-Jahren abgebrochen worden sind. Zudem leistet der wirtschaftsgeschichtliche Fokus vieler Arbeiten und der gegenüber den 1970er-Jahren wenig veränderte methodische Zugriff dieser Teildisziplin dem von Beckert suggerierten Eindruck Vorschub.

Diese Einleitung nimmt zunächst die jüngste handbuchartige Gesamtdarstellung zur Kapitalismusgeschichte in den Blick und ordnet sie in die Forschungslandschaft ein. Daran anknüpfend behandelt sie die in den letzten Jahren erneut intensiv diskutierte Bedeutung des Kolonialismus und der Sklaverei im Übergang vom Handels- zum Industriekapitalismus. Das führt zeitlich weit vor das in den Beiträgen zu diesem Band vornehmlich behandelte 19. und 20. Jahrhundert zurück. Eine solche Einbeziehung der Frühen Neuzeit ist aber auch bei der in einem dritten Abschnitt vorgenommenen Auseinandersetzung mit neueren Ansätzen zu globalen Verflechtungen und vornehmlich asiatisch-europäischen Vergleichen wirtschaftlicher Entwicklung unabdingbar. Abschließend wird dann versucht, die Einführung wieder näher an die Gegenwart heranzuführen und die einzelnen, meist europäischen Länder während des 19. oder 20. Jahrhunderts behandelnden Beiträge zu diesem Band knapp vorzustellen.

I. (K)EIN NEUER ERZÄHLBOGEN?

Bei der Suche nach historischer Orientierung sollte die 2014 erschienene, zweibändige »Cambridge History of Capitalism« zentrale Hilfestellung leisten, tut dies aber nur sehr

12 Will Hutton/Anthony Giddens (Hrsg.), Die Zukunft des globalen Kapitalismus, Frankfurt am Main/New York 2001; vgl. Altvater, Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen; Wallerstein/Collins/Mann u. a., Stirbt der Kapitalismus?, und Streeck, Wie wird der Kapitalismus enden?.

13 Daneben nimmt in der Diskussion der Zusammenhang zwischen kapitalistischer Entwicklung und wachsender sozialer Ungleichheit breiten Raum ein; vgl. dazu und insbesondere auch zu dem die jüngere Debatte prägenden Buch von Thomas Piketty: Friedrich Lenger/Dietmar Süß, Soziale Ungleichheit in der Geschichte moderner Industriegesellschaften, in: AFS 54, 2014, S. 3–24, sowie die Beiträge zu diesem Band.

14 Sven Beckert, The New History of Capitalism, in: Kocka/van der Linden, Capitalism, S. 235–250, hier: S. 235f.

bedingt.¹⁵ Zwar tragen die beiden Bände der seit etwa zwei Jahrzehnten stetig stärker werdenden globalgeschichtlichen Wende in der Auseinandersetzung mit der Entstehung des Kapitalismus durchaus Rechnung und bieten mit Roy Bin Wong oder Gareth Austin Autoren auf, die diese Wende selbst maßgeblich mit vorangetrieben haben. Aber letztlich vermag die Grundkonzeption des Werks nicht zu überzeugen. Das liegt zunächst und vor allem an einer unspezifisch bleibenden Gegenstandsbestimmung. Larry Neal nennt in seiner Einleitung vier Elemente, die allen Formen des Kapitalismus gemein seien, nämlich »1 private property rights; 2 contracts enforceable by third parties; 3 markets with responsive prices; and 4 supportive governments«.¹⁶ Dieser der neuen Institutionenökonomie verpflichtete Ansatz, der in seiner ursprünglichen und ungleich begriffsschärferen Fassung von Douglass North ohne den Kapitalismusbegriff auskommt, führt nun aber zu einer weitgehenden Gleichsetzung von Kapitalismus und Wirtschaftswachstum.¹⁷ »Identifying capitalism as an economic system that generates modern economic growth« soll dann auch die Aufteilung der beiden Bände rechtfertigen, von denen der erste den Aufstieg des Kapitalismus bis 1848 behandelt, der zweite dessen seitherige Verbreitung.¹⁸ Was die Zeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von der Zeit davor trenne, sei die Dauerhaftigkeit des Wachstums, weshalb die Beiträge zum ersten Band zu untersuchen hätten, »why the various precursors of capitalism did not survive setbacks and then subsequently continue the growth of both population and per capita incomes from their earlier levels«.¹⁹ Wenn aber dergestalt die Epochenspezifität wachstums- und nicht kapitalismusgeschichtlich gefasst wird und die Bestimmung des Kapitalismus als »economic system« folgenlos bleibt, dann überrascht es nicht, dass sich in vielen Beiträgen die Frage nach dem Erfolg des Kapitalismus zu der nach den Bedingungen der Industrialisierung verschiebt. Das ist analytisch unbefriedigend, wenngleich enge, im Einzelnen aber eben erst genauer zu bestimmende und begrifflich zu fassende Bezüge zwischen Kapitalismus, industrieller Entwicklung und Wirtschaftswachstum selbstverständlich in Rechnung zu stellen sind.

Konkret beschreiben also viele der Beiträge zum ersten Band – wie etwa die von Michael Jursa zum vorchristlichen Mesopotamien, von Étienne de la Vaissière zur Seidenstraße oder von Şevket Pamuk zum Nahen Osten vor 1800 – weit weniger irgendwelche Ursprünge des Kapitalismus als vielmehr Episoden smithianischen Wirtschaftswachstums, also einer Steigerung der wirtschaftlichen Produktivität, die durch eine Marktausweitung und der dadurch ermöglichten, weiter fortgeschrittenen Arbeitsteilung hervorgerufen wird. Es ist kein Zufall, dass die gelungenen Beiträge das Theoriedefizit der Konzeption des Gesamtwerks angehen, indem sie eigenständige Anleihen machen, die über das karge Angebot der Herausgeber hinausgehen. Brillant gelingt dies etwa Alain Bresson in seiner Abhandlung zur antiken griechischen Wirtschaft. Angesichts ihrer Ausstrahlungskraft bis in die Gegenwart ist es naheliegend, dass er mit der Bücher-Meyer-Kontroverse über die »Modernität« der antiken Wirtschaft einsteigt, um sich dann der von Max Weber entwickelten Begrifflichkeit zu bedienen, der angesichts von Seehandel, Bankwesen, Plantagenwirtschaft und Sklaverei durchaus von antikem Kapitalismus sprechen wollte. Und diese Begrifflichkeit bleibt nützlich, auch wenn die jüngere Forschung, die Bresson refe-

15 Larry Neal/Jeffrey G. Williamson (Hrsg.), *The Cambridge History of Capitalism*, 2 Bde., Bd. 1: *The Rise of Capitalism: From Ancient Origins to 1848*, Bd. 2: *The Spread of Capitalism: From 1848 to the Present*, Cambridge 2014.

16 Larry Neal, Introduction, in: *ders./Williamson*, *The Cambridge History of Capitalism*, Bd. 1, S. 1–23, hier: S. 2.

17 Vgl. vor allem die immer wieder nachgedruckte Programmschrift von *Douglass C. North*, *Institutions, Institutional Change and Economic Performance*, Cambridge/New York etc. 1990.

18 Neal, Introduction, S. 1.

19 Ebd., S. 2.

riert, ein weit dynamischeres Bild vom Massenabsatz der von Sklaven produzierten Güter insbesondere in Ägypten und Persien zeichnet als Weber selbst.

Fernhandel finden die Autoren der »Cambridge History« immer und überall – bis hin zu den indianischen Bewohnern Nordamerikas. Konzeptionell bleibt die darin aufscheinende globale Ausweitung der Perspektive aber folgenlos, weil sich dann die Frage nach der Ausbildung kapitalismusaffiner Institutionen doch wieder auf Europa konzentriert. Ganz konventionell wird so etwa der Stellenwert der von Luciano Pezzolo behandelten Instrumente diskutiert, die im Spätmittelalter in den italienischen Handelsrepubliken entwickelt wurden, um die Risiken des Fernhandels abzusichern, Kredite zu ermöglichen und Zahlungen zu garantieren. Selbst »Italy [...] as the cradle of commercial and financial capitalism« und das restliche Europa bleiben allerdings unverbunden nebeneinander stehen.²⁰ Eine vergleichbare Dichotomie prägt den Beitrag zu den Niederlanden, der die Monetarisierung großer Teile der Binnenwirtschaft neben den Aufstieg zur dominanten Handels- und Kolonialmacht stellt. Dagegen besticht der sehr viel argumentativer angelegte Blick auf den großen holländischen Rivalen Großbritannien. Anknüpfend an Joseph Schumpeters Thesen zum Steuerstaat rekonstruiert Patrick O'Brien die Entstehung von »England's fiscal naval state« und fasst deren Bedeutung dahin gehend zusammen, dass

»the broad thrust of British fiscal and financial policies combined with naval mercantilism can be represented as effective support for the endeavors of private capitalist enterprise carrying the economy through a process of Smithian growth into a transition for the technological breakthroughs for a first industrial revolution.«²¹

Auf die industrielle Revolution und ihre Vorbedingungen wird zurückzukommen sein. Festgehalten sei aber zum einen, dass O'Brien den Staat und seine militärische Macht für entscheidend für die kapitalistische Entwicklung Großbritanniens hält und zum anderen die Abgrenzung von einem bloß smithianischen Wachstum betont. O'Brien begnügt sich aber nicht mit der Entwicklung des referierten Grundarguments, sondern versucht, es durch einen doppelten Vergleich zu stützen. So zeigt er zum einen, warum Großbritanniens europäische Konkurrenten keine vergleichbare Steuerbasis zu mobilisieren vermochten, und zum anderen, dass keines der vier asiatischen Großreiche einen ähnlich energisch merkantilistischen Kurs verfolgte.

Zum Abschluss des ersten Bandes der »Cambridge History of Capitalism« werden dann lateinamerikanischen und afrikanischen Beispielen für das weitgehende Fehlen kapitalistischer Entwicklung die britisch-europäische Industrialisierung und – in einer knappen Skizze aus der Feder von Jeremy Atack – Amerika als das verheißene Land des Kapitalismus gegenübergestellt. Dabei treten die konzeptionellen Mängel in der Anlage des Gesamtwerks noch einmal deutlich zutage. Denn auch und gerade Chris Harley benutzt die Begriffe Kapitalismus, Industrialisierung und Wirtschaftswachstum weitgehend austauschbar. »Modern economic growth«, so lautet gleich sein erster Satz, »has been capitalism's greatest triumph«. Zu Beginn seiner Schlussfolgerungen heißt es dann: »European industrialization was a triumph of capitalism. However, large firms employing masses of proletarian workers – a usual conception of capitalism – played a modest role. Modern economic growth was achieved by societies in which markets became pervasive.«²² Das passt

20 Luciano Pezzolo, *The Via Italiana to Capitalism*, in: *Neal/Williamson, The Cambridge History of Capitalism*, Bd. 1, S. 267–313, hier: S. 267.

21 Patrick Karl O'Brien, *The Formation of States and Transitions to Modern Economies: England, Europe, and Asia Compared*, in: *Neal/Williamson, The Cambridge History of Capitalism*, Bd. 1, S. 357–402, hier: S. 360 und 373.

22 C. Knick Harley, *British and European Industrialization*, in: *Neal/Williamson, The Cambridge History of Capitalism*, Bd. 1, S. 491–532, hier: S. 491 und 526.

zwar gut zu Harleys seit Jahrzehnten verfolgtem Bemühen, die industrielle Revolution durch ihre Einordnung in einen immer früher beginnenden Wachstumsprozess zu einem eher evolutionären Phänomen umzuinterpretieren, lässt aber den an kausalen Zusammenhängen interessierten Leser etwas ratlos zurück, der sich zu erinnern meint, dass es auch eine staatssozialistische Industrialisierung gegeben habe, und der zudem gerne wüsste, warum, wenn die Durchsetzung von Märkten ausschlaggebend war, die englische und die niederländische Entwicklung während der letzten drei Jahrhunderte so unterschiedlich ausfallen sollten.

Man wird also mit guten Gründen bezweifeln können, dass die vorstehend ausführlich gewürdigten Beiträge zusammengenommen ein überzeugendes Bild von den Ursprüngen des Kapitalismus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bieten. Seine im zweiten Band dargestellte Verbreitung seit 1848 folgt nicht länger einer nach Epochen, Ländern oder Weltregionen vorgenommenen Gliederung, sondern begreift ein globales kapitalistisches System als Zusammenspiel von »*domestic* capitalist institutions and [...] *international* interactions.«²³ Erstere werden unter dem Gesichtspunkt ihrer Vertiefung und ihrer Ausbreitung analysiert, das heißt, es interessiert sowohl die Fortentwicklung der Institutionen in kapitalistischen Kernländern als auch ihre Übernahme jenseits dieser Kernzone. Letztere, also die internationalen Interaktionen, sehen die Bandherausgeber vor allem begünstigt durch den trotz gelegentlicher Rückschläge stark expandierenden Welthandel, durch massenhafte Migrationen und durch globale Finanzmärkte. Und wie im ersten Band reichen diese Vorgaben kaum aus, um ein konsistentes Gesamtbild zu gewährleisten.

Dabei ist etwa der Beitrag Robert Allens zur Verbreitung der Fabrikproduktion durchaus interessant. Er skizziert hauptsächlich zwei Entwicklungspfade: Zum einen ein Standardmodell nachholender Industrialisierung, das neben dem Aufbau eines modernen Erziehungs- und eines Bankwesens die Schaffung eines großen Binnenmarkts und Zollschutz für den entstehenden Industriesektor vorausgesetzt habe, das von den Vereinigten Staaten und Deutschland, aber auch vom übrigen Westeuropa erfolgreich umgesetzt worden sei, später und in modifizierter Form in Lateinamerika unter veränderten Rahmenbedingungen aber an seine Grenzen gestoßen sei; zum anderen »big push industrialization« wie in der UdSSR seit den späten 1920er-Jahren und in Japan und China nach dem Zweiten Weltkrieg. Dagegen erscheint der Kolonialismus in Indien oder dem subsaharischen Afrika als ernsthaftes Entwicklungshindernis. Bemerkenswert ist zweierlei: die durchaus positive Bewertung einer auf Importsubstitution abstellenden Industrialisierung durch den Autor, der damit dem freihandelsgläubigen Urteil der Bandherausgeber widerspricht, und die erneute Gegenstandsverschiebung, die es unter dem Rubrum »Entwicklung« scheinbar erlaubt, auch staatssozialistische Industrialisierungspfade als Teil einer Geschichte des Kapitalismus zu behandeln. Thematisch noch weiter von einer solchen entfernt ist der Beitrag zur Landwirtschaft, zumal Giovanni Federico entschieden der Auffassung ist, dass eine kapitalistische Arbeitsorganisation hier der Familienwirtschaft unterlegen sei, da die Kosten der Beaufsichtigung von Lohnarbeitern den Nutzen großbetrieblicher Unternehmensführung übersteigen. Dagegen fassen Kristine Bruland und David Mowery den Zusammenhang zwischen technologischer Entwicklung und Ausbreitung des Kapitalismus seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sehr viel stringenter, indem sie zum einen nach den Auswirkungen technologischen Wandels auf die Struktur kapitalistischer Unternehmungen fragen und zum anderen die technologische Dynamik des Kapitalismus aus dem Zusammenspiel von Marktwettbewerb und Regierungspolitik erklären.

Weniger uniform als technische Innovationen war lange Zeit der Bestand an rechtlicher Regulierung, dessen Verbreitung Ron Harris nachzeichnet: »European law spread global-

23 Kevin H. O'Rourke/Jeffrey G. Williamson, Introduction, in: Neal/Williamson, The Cambridge History of Capitalism, Bd. 2, S. 1–21, hier: S. 2.

ly in several ways: with immigrants; through empire building and colonial administration; through informal imperialism, political pressures, and voluntary importation; and through the development of international organizations and treaties.«²⁴ Vergleichsweise spät und perspektivisch eng geführt hat dann auch die kapitalistische Unternehmung ihren Auftritt in der »Cambridge History of Capitalism«. Während Geoffrey Jones der Rolle multinationaler Konzerne im Prozess der Globalisierung nachspürt, interessieren sich Randall Morck und Bernard Yeung für die Resilienz unterschiedlicher Unternehmensstrukturen: »Cross-country studies«, so ihr Hauptergebnis, »correlate a preeminence of large family-controlled business groups with all manner of institutional deficiencies«.²⁵ Gleichfalls dem institutionellen Bereich im engeren Sinne zuzuordnen sind schließlich ein eher oberflächlicher Überblick über die Entwicklung des Finanzsektors aus der Feder von Ranald Michie und eine überzeugende Analyse globaler Kapitalströme und ihrer Ordnung von Harold James.²⁶

Was in der Gesamtkonzeption des zweiten Bandes unzureichend bedacht scheint, ist der Umstand, dass die soeben charakterisierten Beiträge weit mehr den Rahmen behandeln, innerhalb dessen eine Geschichte des Kapitalismus zu verorten ist, als deren Dynamik zu erfassen. Das kann man von Gareth Austins gehaltvoller Abhandlung über »Capitalism and the Colonies« nicht sagen, der etwa die Kompatibilität des Kapitalismus mit verschiedensten Formen der Arbeitsverfassung eingehend diskutiert. Souverän setzt er sich über die fragwürdige Platzierung seines Themas im zweiten Band hinweg und diskutiert auch die Frage nach dem Beitrag des Kolonialismus und der Sklaverei zur britischen Industrialisierung: »Whereas colonial trade helped unleash the process of global industrialization in the late eighteenth century, by the mid 1950s colonies appear to have been redundant for the much more advanced capitalist economies that had now developed in the metropolises.«²⁷ Eine vergleichbar längerfristige Perspektive fehlt dem Beitrag von Mark Harrison, der O'Briens pointierte Thesen zur Zentralität der britischen Seekriegsführung nicht aufgreift, sondern sich damit begnügt, Theorien zur kriegstreibenden Dynamik des Kapitalismus zurückzuweisen.

Insgesamt enttäuschen also die beiden Bände der »Cambridge History of Capitalism«. Und das hängt unmittelbar mit dem unzureichend spezifizierten Kapitalismusbegriff zusammen, denn ein bloßer Merkmalskatalog erlaubt noch keinen Zugang zu seiner Entwicklungsdynamik. Und für die interessieren sich eben nur einzelne Autoren wie Roy Bin Wong, Patrick O'Brien oder Gareth Austin, während die überwiegende Mehrheit der fast vierzig Autorinnen und Autoren einer konventionellen Wirtschaftsgeschichte verpflichtet ist, die lange ohne den Kapitalismusbegriff ausgekommen ist und auch jetzt nichts mit ihm anzufangen weiß. So wird das Etikett auf eine Geschichte geklebt, die weiterhin vom Wachstum handelt und allzu oft unterstellt, dieses werde sich – das Fehlen von Hemmnissen vorausgesetzt – von ganz allein einstellen. Ein solcher Etikettenschwindel enttäuscht in besonderem Maße, wenn ein so renommierter Verlag ein fast 1.200 Seiten starkes Handbuch herausbringt.

Zudem wird so das Potenzial der globalgeschichtlichen Perspektivenerweiterung verschenkt, wie *ex negativo* ein vergleichender Seitenblick auf ein Buch zeigt, das kurz vor

24 Ron Harris, Spread of Legal Innovations Defining Private and Public Domains, in: Neal/Williamson, The Cambridge History of Capitalism, Bd. 2, S. 127–168, hier: S. 145.

25 Randall Morck/Bernard Yeung, Enterprise Models. Freestanding Firms versus Family Pyramids, in: Neal/Williamson, The Cambridge History of Capitalism, Bd. 2, S. 201–229, hier: S. 211.

26 Vgl. auch den Beitrag von Harold James zum Finanzkapitalismus: Harold James, Finance Capitalism, in: Kocka/van der Linden, Capitalism, S. 133–164, der deutlich gehaltvoller als der von Michie ausfällt.

27 Gareth Austin, Capitalism and the Colonies, in: Neal/Williamson, The Cambridge History of Capitalism, Bd. 2, S. 301–347, hier: S. 314.

dem Höhepunkt der globalgeschichtlichen Konjunktur und der Wiederentdeckung des Kapitalismus erschienen ist. 1998 publizierte David Landes, der schon Mitte der 1960er-Jahre ein umfangreiches Kapitel über die Industrialisierung Westeuropas zum sechsten Band der »Cambridge Economic History« beigesteuert hatte, eine umfangreiche Studie über »The Wealth and Poverty of Nations«.²⁸ Mit ihr wollte er auf dem Feld seiner jahrzehntelang bewiesenen Expertise noch einmal demonstrieren, dass »for the last thousand years, Europe (the West) has been the prime mover of development and modernity«.²⁹ Auf einige der mit einem solchen (selbst-)bewussten, aber deshalb nicht unbedingt reflektierten Eurozentrismus verbundenen inhaltlichen Probleme wird später zurückzukommen sein. Hier soll zunächst nur gefragt werden, worin der angesehene Wirtschaftshistoriker, der oft die technologische Entwicklung in den Vordergrund gerückt hatte, nun das Besondere Europas sah: »In the last analysis, however«, so seine Antwort, »I would stress the market. Enterprise was free in Europe. Innovation worked and paid, and rulers and vested interests were limited in their ability to prevent or discourage innovation.« Wie abfällige Kommentare beispielsweise zur spanischen Vorliebe für »status, leisure, and enjoyment« deutlich machen, kann eine solche institutionenökonomische Erklärung eng mit moralischen Bewertungen verbunden sein.³⁰ Einen ähnlichen impliziten Lobgesang auf die protestantische Arbeitsethik stimmt auch Joyce Appleby an, die anders als Landes nicht das wirtschaftliche Versagen der Kolonialgroßmacht Spanien, sondern das Zurückbleiben der niederländischen Handelsmacht hinter dem britischen Rivalen erklären will: »Many a Dutchman or woman found ways to enjoy the good life as a rentier.«³¹ Wirtschaftlicher Erfolg, darin sind sich Landes und Appleby also ganz einig, ist letztlich also eine Frage der Arbeitsmoral. Wichtiger sind die übrigen Parallelen zwischen den beiden Darstellungen. Dass Applebys 2010 erschienenes Buch als Geschichte des Kapitalismus firmiert, bedeutet leider wenig. Fakten, die sich – wie etwa die von Sklaven geleistete Arbeit auf den Zuckerplantagen der ›Neuen Welt‹ – nur schwer in die dramatische Erfolgsgeschichte britischen Erfindungsreichtums integrieren lassen, werden von David Landes wie von Joyce Appleby weder verschwiegen noch verleugnet, aber in ihrer Bedeutung marginalisiert. Und dazu ist es nützlich, »to break the connection in most people's minds between the discovery of the New World and the emergence of capitalism because capitalism was not an extension of trade. It required a different set of attitudes and skills.«³²

II. HANDELSKAPITALISMUS, KOLONIALISMUS UND SKLAVEREI

Das sehen einflussreiche Autoren ganz anders als die kalifornische Ideenhistorikerin. Die Frage gewinnt überdies an Gewicht, wenn man für unsere Gegenwart davon ausgeht, dass sich der klassische Industriekapitalismus im Niedergang befindet und deshalb einem Verständnis handels- und finanzkapitalistischer Strukturen verstärkte Bedeutung zukommen könnte. Jürgen Kocka hat in seiner vorzüglichen Geschichte des Kapitalismus mit Blick auf den Handelskapitalismus festgehalten:

28 Das angesprochene Kapitel wurde (erweitert) auch in Buchform publiziert; vgl. *David S. Landes, The Unbound Prometheus. Technological Change and Industrial Development in Western Europe from 1750 to the Present*, Cambridge/New York etc. 1969, sowie *ders., The Wealth and Poverty of Nations. Why Some Are So Rich and Some So Poor*, New York/London 1998.

29 Ebd., S. XXI.

30 Ebd., S. 59 und 173.

31 *Joyce Appleby, The Relentless Revolution. A History of Capitalism*, New York/London 2010, S. 53.

32 Ebd., S. 54.

»Der intensive Marktbezug und die starke Gewinnorientierung der Kaufleute, die relative Selbständigkeit der kommerziellen Aktionen und Institutionen, die Bedeutung von Investition und Akkumulation mit Einsatz von Krediten und Orientierung am Profit, die Herausbildung der Unternehmung (jedenfalls in Europa) und schließlich die dynamische Ausstrahlung der kapitalistischen Entwicklung über den Bereich des Fernhandels hinaus, ansatzweise auch in die Produktion (jedenfalls in Europa) – all das rechtfertigt und erzwingt die Kategorisierung der Phänomene im Sinne der anfangs entwickelten Definition«,

wobei die Phänomene eben die des Fernhandels sind und die angesprochene Kapitalismusdefinition drei Bestandteile ausweist: von »individuellen Eigentumsrechten und dezentralen Entscheidungen« über die »Koordination der verschiedenen wirtschaftlichen Akteure vor allem über Märkte und Preise« bis hin zu Kapitaleinsatz, Kredit, Profitorientierung und Rentabilitätskontrolle.³³ Sie ist damit ein wenig offener als die in der Sache durchaus verwandte Trennlinie, die Fernand Braudel schon in den späten 1970er-Jahren zwischen den Markt- und Konkurrenzstrukturen des örtlichen Handels und dem zur Monopolbildung und Indienstnahme staatlicher Unterstützung tendierenden Fernhandel einer Elite von Großkaufleuten zog, den allein er als kapitalistisch bezeichnen wollte.³⁴

Handelskapital und Krise des Feudalismus

Braudel bezieht sich mit seinem Porträt der Fernhändler in interessanter Weise auf deren düstere Charakterisierung in Maurice Dobbs bis heute lesenswerten »Studies in the Development of Capitalism«:

»In the first place, so much commerce in those times, especially foreign commerce, consisted either of exploiting some political advantage or of scarcely-veiled plunder. Secondly, the class of merchants, as soon as it assumed any corporate forms, was quick to acquire powers of monopoly, which fenced its ranks from competition and served to turn the terms of exchange to its own advantage in its dealings with producer and consumer.«³⁵

Das ist deshalb bemerkenswert, weil Braudel anders als Kocka zwar Dobbs Beschreibung übernimmt, anders als dieser die Bedeutung der Großkaufleute für die weitere Entwicklung des Kapitalismus aber keinesfalls gering schätzt. Worum es bei dieser Frage geht, hat schon die im Anschluss an Dobbs »Studies« in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren geführte Dobb-Sweezy-Debatte deutlich gemacht. In dieser weitgehend innermarxistischen Diskussion stand Dobb aufseiten derer, die dem Handelskapital keine progressive Funktion zusprechen wollten, weil für ihn feststand: »Men of capital, however acquisitive, are not enough: their capital must be used to yoke labour to the creation of surplus-value in production.« Und auch wenn der in Cambridge lehrende Ökonom bestens mit dem später als Protoindustrie beschriebenen und von Kaufleuten organisierten Verlagssystem vertraut war, hielt er es für geboten, »the rise of a class of industrial capitalists from the ranks of the producers themselves« zur Vorbedingung einer revolutionären Umwandlung der Produktion zu erklären.³⁶ Das hielt sein Hauptgegner, Paul Sweezy, weder für empirisch belegt noch für theoretisch überzeugend und fand auch Dobbs Zugeständnis, der Fernhandel sei durchaus bedeutsam gewesen, aber eben nur insofern er die inneren Widersprüche der feudalistischen Produktionsweise verschärft habe, unzureichend.³⁷ Denn

33 Jürgen Kocka, *Geschichte des Kapitalismus*, München 2013, S. 45 und 20.

34 Vgl. *Fernand Braudel*, *La dynamique du capitalisme*, Paris 1985, insb. S. 52–67, sowie *ders.*, *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*, Bd. 2: *Der Handel*, München 1990 (zuerst frz. 1979).

35 *Maurice Dobb*, *Studies in the Development of Capitalism*, New York 1963 (zuerst 1946), S. 88.

36 *Ebd.*, S. 8 und 161.

37 Vgl. *Maurice Dobb*, *A Reply*, in: *Paul Sweezy/ders./Christopher Hill u. a.*, *The Transition from Feudalism to Capitalism*, London 1976, S. 57–67, hier: S. 60.

für Sweezy war der westeuropäische Feudalismus »in spite of chronic instability and insecurity, [...] a system with a very strong bias in favour of maintaining given methods and relations of production«. ³⁸ Angesichts einer solchen Immobilität sei das Gewicht äußerer Anstöße für den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus hoch zu veranschlagen und von einer Übergangsphase auszugehen, in der die Warenproduktion schon aus ihrem feudalistischen Gehäuse der einfachen Warenproduktion herausgetreten sei.

Etwa eine Generation später wurde diese Übergangsdebatte aus einem leicht veränderten Blickwinkel erneut aufgenommen. Mitte der 1970er-Jahre wandte sich Robert Brenner energisch gegen zwei Interpretationslinien wirtschaftlichen Wandels im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit, »one of which might be called the ›demographic model‹, the other of which might be called the ›commercialization model‹«. ³⁹ Dem auch als neomalthusianisch gebrandmarkten demografischen Modell warf er vor, Erklärungen wirtschaftlicher Veränderungen, die bei der Bevölkerungsentwicklung ansetzten, könnten nicht verständlich machen, warum etwa der Bevölkerungsrückgang des späten 14. und des 15. Jahrhunderts in Osteuropa zur Refeudalisierung, in Frankreich zur Dominanz bäuerlichen Kleinbesitzes und nur in England zum Agrarkapitalismus geführt habe, dessen großbetriebliche Ausgestaltung allein die Produktivitätssteigerungen möglich gemacht habe, die Voraussetzung der Industrialisierung gewesen seien. Und schon gar nicht habe eine fortschreitende Kommerzialisierung, zu der maßgeblich die Monetarisierung von Abgaben zu rechnen sei, die feudalen Strukturen ausgehöhlt. Denn: »Serfdom was a relationship of power which could be reversed, as it were, only in its own terms, through a change in the balance of class forces.« ⁴⁰ – Klassenkampf war also der einzige Erklärungsschlüssel, den Brenner gelten lassen wollte. Und damit stieß er auch bei marxistischen Historikern auf Kritik. So warf ihm Guy Bois vor, dass bei ihm die theoretische Generalisierung stets der Quellenanalyse voranging, und fand überdies die Trennung des Klassenkampfs »from all other objective contingencies and, in the first place, from such laws of development as may be peculiar to a specific mode of production« wenig überzeugend. ⁴¹

The Modern World-System

Insoweit die Auseinandersetzungen zwischen Maurice Dobb und Paul Sweezy oder Robert Brenner und anderen Historikern des Feudalismus solche um die korrekte Auslegung der marxischen Schriften waren – und das waren sie ganz offensichtlich in hohem Maße –, würden sie uns heute vermutlich nicht mehr allzu sehr interessieren; und das unabhängig davon, ob nicht zentrale Argumente, wie Brenners Glaube an eine notwendig großbetriebliche Steigerung agrarischer Produktivität, entweder von vorneherein wenig plausibel waren oder durch die seither stärker in den Blick geratene hohe Produktivität der kleinbäuerlichen chinesischen Landwirtschaft grundsätzlich infrage gestellt worden sind. Der Streit um das relative Gewicht innerer Widersprüche und äußerer Anstöße blieb aber nicht nur, wie noch zu zeigen sein wird, eine innermarxistische Kontroverse, sondern wurde

38 Paul Sweezy, A Critique, in: *ders./Dobb/Hill* u. a., *The Transition from Feudalism to Capitalism*, S. 33–56, hier: S. 36; weitere wichtige Diskussionsbeiträge vor allem auch französischer Historiker bringen *Ludolf Kuchenbuch/Bernd Michael* (Hrsg.), *Feudalismus – Materialien zur Theorie und Geschichte*, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1977.

39 Robert Brenner, *Agrarian Class Structure and Economic Development in Pre-Industrial Europe*, in: *Trevor Henry Ashton/C. H. E. Philpin* (Hrsg.), *The Brenner Debate. Agrarian Class Structure and Economic Development in Pre-Industrial Europe*, Cambridge/New York etc. 1985, S. 10–63, hier: S. 12.

40 Ebd., S. 27.

41 Guy Bois, *Against the Neo-Malthusian Orthodoxy*, in: *Ashton/Philpin*, *The Brenner Debate*, S. 107–118, hier: S. 115; vgl. ebd., S. 110.

schon während der Brenner-Debatte zur Auseinandersetzung um die Frage, ob diese Debatten mit dem Blick auf Europa allein überhaupt sinnvoll geführt werden können. Denn als Brenner 1982 seinen abschließenden Kommentar veröffentlichte, waren bereits die ersten beiden Bände von Immanuel Wallersteins »The Modern World-System« erschienen, die das entschieden bestritten und deren ersten Band Brenner selbst bereits als Beispiel eines »Neo-Smithian Marxism« attackiert hatte.⁴²

Nun kam Wallersteins Weltsystemtheorie, die in hohem Maße Fernand Braudel verpflichtet war, dem der zweite von bislang vier Bänden des Gesamtwerks gewidmet ist, keineswegs aus dem Nichts.⁴³ Vielmehr knüpfte sie direkt an die in den 1960er- und 1970er-Jahren sehr lebhaft und meist in der Form von Dependenztheorien geführte Debatte um die strukturellen Ursachen von Unterentwicklung an, in der die »Metropolen-Satelliten-Polarisierung« eine zentrale Rolle spielte.⁴⁴ Wallerstein postulierte jedenfalls für ein sehr langes 16. Jahrhundert (1450–1650) die Entstehung eines europäischen Weltsystems, das zugleich eine *Weltwirtschaft* gewesen sei, »because the basic linkage between the parts of the system is economic«. Zwar habe es neben der europäischen Weltwirtschaft noch weitere gegeben, aber allein die europäische »embarked on the path of capitalist development which enabled it to outstrip these others«. Die anderen Weltwirtschaften dagegen hätten sich regelmäßig in Reiche umgeformt: »If such thrusts never succeeded in historical capitalism, it was because the structural base of the economic system and the clearly-perceived interests of the major accumulators of capital were fundamentally opposed to a transformation of the world-economy into a world-empire.«⁴⁵ Ohne hier der Begründung für diese These nachzuspüren, lässt sich festhalten, dass Wallersteins Ansatz die wirtschaftliche Entwicklung in enger Verbindung mit Prozessen der Staatsbildung und der zwischenstaatlichen Beziehungen zu analysieren beabsichtigt.

Ökonomisch ist für ihn wie für Braudel der Fernhandel wichtig. Das hängt unmittelbar mit seiner Definition des Kapitalismus zusammen, dessen Bewegungsgesetz »the endless accumulation of capital« ist.⁴⁷ Ausdrücklich distanziert er sich von Definitionen, die wie die von Dobb die Lohnarbeit ins Zentrum rücken. Das öffnet den Blick nicht nur auf die vielfältigen anderen Formen der Arbeitsorganisation, mit denen der Kapitalismus kompatibel war und ist, sondern auch darauf, dass gerade der Rückgriff auf Einkommen, das Haushaltsmitglieder in (noch) nicht kommodifizierter Form erzielen, Druck auf Löhne ausüben und unternehmerische Profitchancen steigern kann. Die Betonung des Fernhandels allein rechtfertigt aber noch nicht die Datierung einer Entstehung der europäischen Weltwirtschaft auf das lange 16. Jahrhundert und Wallerstein verweist diesbezüglich auf

42 Vgl. Robert Brenner, The Agrarian Roots of European Capitalism, in: Ashton/Philpin, The Brenner Debate, S. 213–327, sowie Immanuel Wallerstein, The Modern World-System. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century, New York 1974, und ders., The Modern World-System II. Mercantilism and the Consolidation of the European World-Economy, 1600–1750, New York 1980.

43 Im Folgenden werden mehr die kapitalismusgeschichtlichen Aspekte dieser Theorie diskutiert; zu den vielfältigen Problemen einer makrorealistischen Theoriebildung vgl. die konzise Kritik von Wolfgang Knöbl, Die Kontingenz der Moderne. Wege in Europa, Asien und Amerika, Frankfurt am Main/New York 2007, S. 118–122.

44 André Gunder Frank, Kapitalismus und Unterentwicklung in Lateinamerika, Frankfurt am Main 1968, S. 26.

45 Wallerstein, The Modern World-System, Bd. 1, S. 15 und 17; die Übersetzung von »world economy« mit »Weltwirtschaft« ist nicht ganz unproblematisch, da Braudel, der explizit auf den deutschen Begriff rekurriert, unter anderem in: Braudel, La dynamique du capitalisme, S. 87 (vgl. ebd., S. 84f.), Differenzen zu Wallerstein anspricht.

46 Immanuel Wallerstein, Historical Capitalism, London 1983, S. 57.

47 Ebd., S. 18.

die teilweise Verwandlung des Fernhandels »into bulk trade which would, in turn, feed the process of expanded production«. Und diese Produktionsausweitung steht ihrerseits im Zusammenhang mit dem ersten von drei Charakteristika der Etablierung einer kapitalistischen Weltwirtschaft:

»an expansion of the geographical size of the world in question, the development of variegated methods of labor control for different products and different zones of the world-economy, and the creation of relatively strong state machineries in what would become the core-states of this capitalist world-economy«.48

So offensichtlich also der Kontext der Kolonialisierung der ›Neuen Welt‹ ist, so problematisch scheint Wallersteins Unterscheidung zwischen »bulk trade« und »luxury trade«.49 Im Vorwort zur 2011 erschienenen Neuauflage des ersten Bandes seines Gesamtwerks hat er auf diesbezügliche Kritik hingewiesen, ohne argumentativ über die im dritten Band angebotene Reformulierung seiner These hinauszugehen:50

»It is difficult to decide that any particular products – spices or tea or furs or indeed slaves – are or are not, in a given context, luxury exports, not to speak of the special case of bullion. I say luxury export, because in an economic sense there is little meaning to the idea of a luxury import. If an item is bought on a market, it is because someone feels subjectively a ›need‹ for that item [...].«51

Nun kann man empirische Abgrenzungsprobleme als unvermeidlich eingestehen und dennoch den Gedanken verwerfen, den Edelmetallexport nach Asien als »outflow of a dispensable surplus (hence a ›luxury‹ export) during the European world-economy's long contraction of the seventeenth century« zu beschreiben. Aber ganz unabhängig davon leuchtet nicht ein, warum ein so begriffener Luxushandel einen gleichen Tausch, der mit vermeintlichen »necessities« aber einen ungleichen Tausch darstellen soll, wie Wallerstein behauptet:

»While parts of the external arena engaged in trade and other forms of interaction with the capitalist world-economy, the trade, we argued, was largely in ›luxury‹ goods and was therefore not essential to the functioning of either party. As a result, the trade was relatively equal in the sense that each side was exchanging items that it considered of low value for items that it considered of high value.«52

Für ihn ist diese Differenz gerade deshalb fundamental, weil sie für ihn eben zusammenfällt mit der Unterscheidung zwischen der Peripherie der europäischen Weltwirtschaft, die etwa im langen 16. Jahrhundert vor allem Edelmetalle aus Lateinamerika und Getreide aus Osteuropa geliefert habe, und noch nicht inkorporierten Weltregionen, deren wirtschaftliche Strukturen vom Handel mit der europäischen Kernregion unverändert geblieben seien, wie für diese Zeit für den portugiesischen Gewürzhandel im Indischen Ozean und im Chinesischen Meer angenommen.53 Es geht also um die Einbeziehung in eine vom europäischen Kern dominierte, um 1900 dann die ganze Welt einbeziehende Arbeitsteilung.

48 Wallerstein, *The Modern World-System*, Bd. 1, S. 21 und 38.

49 Zur europäischen Expansion jetzt umfassend Wolfgang Reinhard, *Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015*, München 2016; sehr viel knapper, aber konzise Jane Burbank/Frederick Cooper, *Empires in World History. Power and the Politics of Difference*, Princeton 2010, Kap. 5 und 6.

50 Vgl. Prologue to the 2011 Edition, in: Immanuel Wallerstein, *The Modern World-System. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*, Berkeley 2011.

51 Immanuel Wallerstein, *The Modern World-System*, Bd. 3: *The Second Era of Great Expansion of the Capitalist World-Economy, 1730s–1840s*, Berkeley 2011 (zuerst 1989), S. 131.

52 Ebd., S. 137 und XVI.

53 Vgl. Wallerstein, *The Modern World-System*, Bd. 1, S. 100 und 328f.

In diesen systemischen Rahmen eingespannt sind die Narrative der ersten drei Bände von Wallersteins »The Modern World-System«; der vierte Band fällt, wie zu zeigen sein wird, ein wenig aus dem Rahmen. Der erste Band erzählt die Entstehung einer europäischen Weltwirtschaft im Kontext der Kolonialisierung Lateinamerikas. Ihre Erklärung ist wie alle Erklärungen Wallersteins eine funktionalistische; mit allen Problemen, die damit verbunden sind. Konkret habe es aus der Krise des Feudalismus nur einen Ausweg gegeben, »that would extract western Europe from decimation and stagnation«, nämlich einen »that would expand the economic pie to be shared, a solution which required, given the technology of the time, an expansion of the land area and population base to exploit«.⁵⁴ Der so eingeführten Kolonialisierung großer Teile Lateinamerikas entspricht zunächst eine Schwerpunktsetzung auf Spanien und Portugal sowie ihren vor allem genuesischen Finanziers und dann eine auf der Holländischen Republik. Das ist für Leser Braudels alles andere als überraschend. Systematischer als dieser bezieht Wallerstein indessen Prozesse der inneren Staatsbildung ein, die in den Kernregionen die stärkste Zentralisierung aufgewiesen habe. Die dortige Konkurrenz hat für ihn auch eine geopolitische Dimension:

»The critical difference between France, on the one hand, and England and the United Provinces, on the other, was that in the latter cases, to be sea-oriented and to wish to construct a strong polity and national economy were compatible options, whereas for France, because of its geography, these options were somewhat contradictory.«⁵⁵

Zusammen aber bilden sie zunehmend die Kernregion der europäischen Weltwirtschaft, zu der für das ausgehende 16. Jahrhundert auch Mitteleuropa, der Ostseeraum, das christliche Mittelmeer unter Einschluss der Iberischen Halbinsel, aber auch große Teile Lateinamerikas gezählt werden. Ihrer räumlichen Differenzierung entspricht eine ökonomische sowie eine solche der Arbeitsverfassung:

»The periphery (eastern Europe and Hispanic America) used forced labor (slavery and coerced cash-crop labor). The core [...] increasingly used free labor. The semiperiphery (former core areas turning in the direction of peripheral structures) developed an in-between form, sharecropping, as a widespread alternative.«⁵⁶

Die Denkfigur einer kriseninduzierten Expansion kehrt im dritten Band zurück, doch zuvor beschreibt Wallerstein im zweiten Band seines Hauptwerks das bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts gezogene 17. Jahrhundert als Konsolidierungsphase der europäischen Weltwirtschaft. Die viel diskutierte Krise des 17. Jahrhunderts sei nicht mehr als die Kontraktionsphase eines das 16. und das 17. Jahrhundert umfassenden Wirtschaftszyklus, die gleichwohl von interessanten Veränderungen im Verhältnis von Zentrum und Peripherie einerseits sowie unter den Staaten der Kernzone andererseits gekennzeichnet gewesen sei. Einerseits dokumentiere ein weiteres Absinken von Preisdifferenzen ein Fortschreiten der Integration eines europäischen Markts, andererseits habe die im Absinken der Getreidepreise zum Ausdruck kommende wirtschaftliche Stagnation die Staaten der Kernzone weniger stark getroffen als die der Semiperipherie und Peripherie. Und unter den Kernstaaten hätten die Niederlande zunehmend eine hegemoniale Position eingenommen, die Wallerstein als Situation definiert, »wherein the products of a given core state are produced so efficiently that they are by and large competitive even in other core states, and therefore the given core state will be the primary beneficiary of a maximally free world market«.⁵⁷ Im Fall der Niederlande sei dieser Effizienzvorteil zunächst und vor allem ein aus der Intensivierung der Landwirtschaft resultierender gewesen, dann aber auch ein solcher

54 Ebd., S. 24.

55 Ebd., S. 266.

56 Ebd., S. 103.

57 Wallerstein, *The Modern World-System*, Bd. 2, S. 38.

auf den Gebieten der gewerblichen Produktion und insbesondere des Fernhandels. Aber auch wenn die Holländer gleichsam überall tätig gewesen seien, habe die Bedeutung des Ostseehandels die des zunächst holländisch dominierten atlantischen Dreieckshandels stets übertroffen, während der Beitrag des Ostindienhandels unbedeutend gewesen und Asien auch im 17. Jahrhundert außerhalb der europäischen Weltwirtschaft geblieben sei. Der Export von Salzheringen und Textilprodukten einerseits, der Import von Getreide und Holz andererseits hätten die holländische Handelsflotte optimal ausgelastet und indirekt den Schiffbau beflügelt. Umgekehrt hätten sich die weniger effizienten Agrarproduzenten der osteuropäischen Peripherie zum Teil nur durch den Rückzug aus der Marktproduktion dem Konkurrenzdruck erwehren können.

Die wirtschaftliche Dynamik der damit angedeuteten Prozesse wird in Wallersteins Darstellung nicht immer in dem Maße deutlich wie etwa das Abdrängen Portugals in eine zunehmend periphere Situation, in der selbst der Handel mit der wichtigsten Kolonie Brasilien englischer Kontrolle unterliegt und das Mutterland Portugal selbst vornehmlich zum Weinexporteur wird. Vor allem aber ist das Zusammenspiel wirtschaftlicher und machtpolitischer Interessen selten so transparent wie im Fall des englischen Navigation Act von 1651, der bestimmte, »that goods entering England had to shipped either in English ships or in ships of the country of production (defined as the country of first port)«. ⁵⁸ Es liegt jedenfalls auf der Hand, dass Wallerstein das berühmte Diktum von Charles Tilly – »War made the state, and the state made war« – dahin gehend zu ergänzen sucht, dass er die Staaten im Interesse von Teilen der Bourgeoisie agieren sieht. Und Tilly hat seinerseits schon ein Jahr nach Erscheinen des ersten Bandes des »Modern World-System« zu Protokoll gegeben, dass er solche Entsprechungen für keinesfalls durchgängig gegeben ansieht. ⁵⁹ Schaut man beispielsweise auf die Schilderung der sich seit dem späten 17. Jahrhundert zuspitzenden englisch-französischen Rivalität, wird man ihm zustimmen wollen.

Auch wenn Wallerstein zufolge erst mit dem Ende der Napoleonischen Kriege diese Rivalität endgültig zugunsten Großbritanniens entschieden ist, besteht an einer zunehmend hegemonialen Position Englands in der europäischen Weltwirtschaft schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kein Zweifel. Dafür spielt ihm zufolge die Industrialisierung Englands kaum eine Rolle. Dass er diese im Vergleich zur Entstehung einer kapitalistischen Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert für wenig bedeutsam hält, ist angesichts der Anlage des Gesamtwerks ohnehin klar. Im dritten Band unterstreicht er das, indem er zum einen für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die englisch-französischen Unterschiede hinsichtlich des Industrialisierungsgrads ebenso kleinredet, wie er zuvor für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts die niederländische Überlegenheit gegenüber England in Bezug auf die Produktivität der agrarischen und der gewerblichen Wirtschaft betont hatte. Und ohne bedeutende englische Erfindungen zu leugnen, argumentiert er zum anderen doch: »[W]hat is usually called the industrial revolution should in fact be thought of as the reurbanization and reconcentration of the leading industries alongside an effort to increase scale«, eine eher ungewöhnliche Nivellierung der Differenz zwischen Industrialisierung und Protoindustrialisierung und nicht so ohne Weiteres konsistent mit seiner Deutung des Verlagssystems in deutschen Staaten der Semiperipherie des 17. Jahrhunderts, das er im zweiten Band als krisenbedingtes Ausweichen interpretiert hatte. ⁶⁰

58 Ebd., S. 78.

59 Charles Tilly, Reflections on the History of European State-Making, in: *ders.* (Hrsg.), The Formation of National States in Western Europe, Princeton 1975, S. 3–83, hier: S. 42; vgl. ebd., S. 44.

60 Wallerstein, The Modern World-System, Bd. 3, S. 78; vgl. zu der hier nicht einbezogenen umfangreichen Literatur zur Protoindustrialisierung nur Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm, Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land

Anstelle einer industriellen Revolution, die er nicht von früheren technologischen Entwicklungsschüben absetzen mag, veranschlagt Wallerstein die britische Führungsrolle im rasant wichtiger werdenden Handel mit den Kolonien Nord- und Südamerikas sowie die Bereitschaft des britischen Staats hoch, »to interfere actively in the market«.⁶¹ Und in der Tat ist die Liste der im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert von Großbritannien erworbenen Besitzungen im atlantischen Raum lang. Mittel- und langfristig dürfte die Inkorporierung des indischen Subkontinents noch deutlich wichtiger gewesen sein. Und am Beispiel Indiens lässt sich auch die für die gleichfalls neu inkorporierten Räume des Osmanischen Reichs, Russlands und Westafrikas ebenfalls behauptete ökonomische Ausrichtung auf den Rohstoffexport besonders schlagend belegen:

»In order that the four zones concentrate on raw material exports, there had to be changes in their productive processes in two directions: in the creation or significant expansion of cash-crop agriculture (and analogous forms of primary sector production) destined for sale on the market of the capitalist world-economy; and in the reduction or elimination of local manufacturing activities.«⁶²

Die gezielte Zerschlagung der wohl einst größten Baumwollindustrie der Welt in Indien steht für den zweiten Teilprozess einer solchen erzwungenen Neuausrichtung der frisch inkorporierten Peripherien und lässt besonders plastisch zutage treten, dass die globale Arbeitsteilung nicht das Produkt unsichtbarer Marktprozesse, sondern das Resultat politisch-ökonomischer Machtdifferenzen war. Und solche spielen nicht nur an der Peripherie eine entscheidende Rolle, sondern lassen nachvollziehbar werden, warum die politische Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gleichwohl die ökonomische Führungsrolle Großbritanniens im späten 18. und im 19. Jahrhundert festigte.

Das aufgrund des dominanten Funktionalismus immer tendenziell exogen erscheinende Movers der wirtschaftlichen Entwicklung ist für Wallerstein die Konjunktur, also für die ersten beiden Bände vor allem die Bewegung der Agrarpreise. Wenn er später häufiger auf die Kondratjew-Zyklen verweist, dann lehnt er sich gleichwohl nicht allzu eng an den russischstämmigen Ökonomen an. Vielmehr scheint sein Konjunkturverständnis in einem knappen Kommentar durch: »Marx had one major fault. He was a little too Smithian (competition is the norm of capitalism, monopoly a distortion) and a little too Schumpeterian (the entrepreneur is the bearer of progress).«⁶³ Für ihn selbst ist dagegen Profit immer Monopolprofit. Mit der Aushöhlung der Monopolposition sinkt er und verschwindet schließlich, wodurch die Notwendigkeit der Schaffung oder Durchsetzung neuer Monopolpositionen hervorgerufen wird. Die aber betrachtet er nicht primär als das Produkt unternehmerischer Innovation, sondern vielmehr als Resultat staatlicher Machtpolitik, was mit Blick auf die selten gewaltfreie Inkorporierung neuer Ausbeutungsräume durchaus konsequent erscheint.

Das lange 19. Jahrhundert behandelt Wallerstein im vierten Band. Doch da er sich dort dem liberalen Staat als dem dominanten Ordnungsmodell der Kernstaaten des modernen Weltsystems zuwendet und in diesem Zusammenhang vor allem Politik, Ideologie und soziale Bewegungen behandelt, kann von einer Fortschreibung der Geschichte der global werdenden europäischen Weltwirtschaft nicht die Rede sein. Bemerkenswert scheint neben dieser thematischen Verschiebung die fast ausschließliche Beschränkung auf die Kern-

in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1977, sowie als knappe Zusammenfassung des bei Erscheinen des zweiten Bandes von Wallersteins Hauptwerk erreichten Diskussionsstandes *Peter Kriedte*, Spätfeudalismus und Handelskapital. Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1980.

61 Wallerstein, *The Modern World-System*, Bd. 3, S. 80.

62 Ebd., S. 138.

63 Ebd., S. 51.

staaten des Westens, welche die These von der Schaffung »of a geoculture for the modern world-system« nicht zu bemänteln vermag.⁶⁴ Ob der Autor nach einem solchen Umweg in den angekündigten beiden letzten Bänden seines Hauptwerks zu einer Fortschreibung der Geschichte der europäischen Weltwirtschaft zurückkehren und diese bis ins 21. Jahrhundert ziehen wird, bleibt abzuwarten.

Da der Begründer der Weltsystemtheorie aber keineswegs ihr einziger Verfechter ist, gibt es durchaus bis in die Gegenwart reichende Deutungsangebote, von denen ich hier nur eines aufgreifen möchte. Wie Braudel datiert auch Giovanni Arrighi die Anfänge eines europäischen kapitalistischen Weltsystems ins spätmittelalterliche Italien, wie Wallerstein favorisiert er funktionalistische Erklärungsangebote: »It follows that the expected benefits for Portugal and other European states of discovering and controlling a direct route to the East were incomparably greater than the expected benefits of discovering and controlling a direct route to the West were for the Chinese state.«⁶⁵ Interessanter als solche Gemeinsamkeiten sind indessen Differenzen, die zum Teil solche der Schwerpunktsetzung sind. Dass bei ihm Zentrum-Peripherie-Beziehungen und die mit ihnen korrelierenden Arbeitsverfassungen nicht im Mittelpunkt stehen, will Arrighi, dessen Andenken Wallerstein seinen vierten Band gewidmet hat, ausdrücklich nicht als Geringschätzung ihrer Bedeutung verstanden wissen. Ihn interessiert indessen etwas anderes mehr:

»The transformation of the capitalist world-economy, from a system in which networks of accumulation were wholly embedded in and subordinate to networks of power into a system in which networks of power are wholly embedded in and subordinate to networks of accumulation, has proceeded through a series of systemic cycles of accumulation each consisting of an (MC) phase of material expansion followed by a (CM') phase of financial expansion.«⁶⁶

Neben der These, dass die zyklische Entwicklung der europäischen Weltwirtschaft durchaus eine gerichtete ist, unterscheidet ihn also die Behauptung eines finanzkapitalistischen Abschlusses eines jeden Zyklus von Wallerstein. Diese Abschlussphase, in der das akkumulierte Kapital im Handelssektor keine profitable Verwendung mehr finde, erscheine regelmäßig als Blütezeit oder Belle Époque, so die Niederlande im »Goldenen Zeitalter«, England unter König Edward oder die USA unter Ronald Reagan, stelle in Wirklichkeit aber eine Krisenphase dar, in der das überschüssige Kapital investiert würde »in the hostile takeover of the markets or of the territories of competitors«.⁶⁷ Für die von Wallerstein gleichfalls behandelten Epochen muss das nicht erneut nachvollzogen werden, zumal auch für Arrighi Fernand Braudel die Hauptreferenz darstellt. Aufschlussreich ist aber der Blick auf die von Wallerstein nur in Ansätzen behandelte Phase britischer sowie auf die dort gar nicht analysierte Epoche nordamerikanischer Hegemonie. Arrighi ordnet sie in der ihm eigenen Art abstrakten Typologisierung folgendermaßen ein:

»Just as the Dutch regime had taken world-scale processes of capital accumulation one step further than the Genoese by internalizing protection costs, and the British regime had taken them a step further than the Dutch by internalizing production costs, so the US regime has done the same in relation to the British by internalizing transaction costs.«⁶⁸

64 *Immanuel Wallerstein*, *The Modern World-System*, Bd. 4: *Centrist Liberalism Triumphant, 1789–1914*, Berkeley 2011, S. XIII.

65 *Giovanni Arrighi*, *The Long Twentieth Century. Money, Power, and the Origins of Our Times*, London/New York 2010 (zuerst 1994), S. 36.

66 Ebd., S. 87.

67 Ebd., S. 94. *Morten Reitmayer*, *Nach dem Boom – eine neue Belle Époque? Versuch einer vorläufigen Synthese*, in: *ders./Thomas Schlemmer* (Hrsg.), *Die Anfänge der Gegenwart. Umbrüche in Westeuropa nach dem Boom*, München 2014, S. 13–22, benutzt den Begriff ohne Bezug auf Arrighi.

68 *Arrighi*, *The Long Twentieth-Century*, S. 247.

Darin steckt das anderenorts explizierte Eingeständnis, dass der Industrialisierung wohl doch der Charakter einer Zäsur zugesprochen werden müsse: »For historical capitalism as a world system of accumulation became a ›mode of production‹ [...] only in its third (British) stage of development.«⁶⁹ Und dieser Industriekapitalismus habe dann nach dem Übergang der hegemonialen Position im System an die USA im Gefolge zweier Weltkriege und ihrer Finanzierung einen entscheidenden Wandel erlebt. Die im späten 19. Jahrhundert entstandenen, vertikal integrierten und bürokratisch verwalteten Großkonzerne der Vereinigten Staaten hätten spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg die Schutzzone eines protektionistisch eingehegten Binnenmarkts verlassen und eine Führungsrolle in der Weltwirtschaft übernommen. Im Unterschied zu Großbritannien seien die Vereinigten Staaten aufgrund der Größe ihres Binnenmarkts aber weit weniger auf externe Gebiete und ihre direkte oder indirekte, also rein ökonomische Beherrschung angewiesen gewesen. In der Reagan-Ära sei aber auch dieser die Nachkriegszeit prägende US-Kapitalismus in die Krise geraten, was nicht zuletzt daran abzulesen sei, dass der amerikanischen Regierung die Kontrolle über das Währungssystem entglitten sei. Im Epilog zur ersten Auflage von »The Long Twentieth Century« sah Arrighi in Ostasien und insbesondere in Japan eine neue Hegemonialmacht entstehen, 15 Jahre später setzte er in einem Postskript zur Neuauflage dagegen auf China. Über die erste Prognose ist die Zeit hinweggegangen, auf die zweite wird weiter unten zurückzukommen sein.

Handels- oder Kriegskapitalismus, Sklaverei und industrielle Revolution

Zuvor aber gilt es den in jüngster Zeit wieder viel diskutierten Zusammenhang zwischen Sklaverei und Kapitalismus zu thematisieren, den die Theoretiker eines modernen Weltsystems zwar keineswegs verschweigen, der bei ihnen aber kein großes Gewicht besitzt, weil der Handel Vorrang vor der Produktion hat und der Industrialisierung deshalb keine große Bedeutung zukommt. Diesen Zusammenhang hatte Eric Williams schon 1944 ins Zentrum einer Monografie gerückt, in der er unter anderem argumentierte: »It was only the capital accumulation of Liverpool«, also der für den Sklavenhandel zentralen Hafenstadt, »which called the population of Lancashire into existence and stimulated the manufactures of Manchester«.⁷⁰ Das machte es seinen Kritikern leicht, seine These mit dem Argument zurückzuweisen, der Kapitalbedarf der frühen Baumwollindustrie sei gering gewesen, sodass diese eines solchen Kapitaltransfers nicht bedurft hätte. Damit wird man Williams, dem es ohnehin mindestens gleichgewichtig um eine ökonomische Erklärung für den Abolitionismus des 19. Jahrhunderts ging, indessen nicht gerecht. Denn er hatte sehr viel umfassendere Folgewirkungen im Kontext eines atlantischen Dreieckshandels in Anschlag gebracht:

»The triangular trade gave a triple stimulus to British industry. The Negroes were purchased with British manufactures, transported to the plantations, they produced sugar, cotton, indigo, molasses and other tropical products, the processing of which created new industries in England; while the maintenance of the Negroes and their owners on the plantations provided another market for British industry, New England agriculture and the Newfoundland fisheries.«⁷¹

Allerdings, so wird man eingestehen müssen, konnte Williams die damit doch sehr viel breiter gefassten Effekte nur in Ansätzen quantifizieren und präzisieren.

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Williams hat Joseph Inikori das Thema in einer ungleich umfassenderen Weise erneut aufgegriffen und in den Kontext der entwicklungsökonomischen Diskussion einerseits, der Wirtschaftshistoriografie andererseits gestellt.

69 Ebd., S. 226.

70 *Eric Williams*, *Capitalism and Slavery*, Chapel Hill 1944, S. 63.

71 Ebd., S. 52.

Die sogenannten Internalisten, die Erklärungsfaktoren wie »population growth, agricultural progress, mineral resource endowment, and autonomous technological change« präferieren, erinnert er daran, dass von Adam Smith bis Douglass North eine Mehrheit der Ökonomen die Bedeutung der Marktausweitung hoch veranschlagt habe.⁷² Und er konfrontiert sie mit zwei recht grundlegenden Einwänden gegen eine internalistische Deutung, noch bevor er die Belege für die ausschlaggebende Rolle des Überseehandels zusammenträgt. Zum einen weist er darauf hin, dass die von Internalisten wie Robert Brenner gern ins Feld geführte agrarkapitalistische Entwicklung im Süden Englands am stärksten ausgeprägt gewesen sei und deshalb die industrielle Entwicklung traditionell armer Regionen wie Lancashire, West Midlands oder West Riding nicht erklären könne, zumal England vor der Einführung eines Eisenbahnnetzes gar keinen integrierten Markt besessen habe und die Einzelregionen über ihre Wasserwege wirtschaftlich stärker auf die Seehäfen als auf andere englische Regionen ausgerichtet gewesen seien. Zum anderen müsse eine internalistische Erklärung auch nachvollziehbar machen, warum agrarisch so früh und so weit entwickelte Länder wie die Niederlande den Schritt zur industriellen Revolution nicht getan hätten.

Dagegen setzt Inikori eine umfassend angelegte Analyse des atlantischen Dreieckshandels, die Nord- und Südamerika gleichermaßen einbezieht, denn »Brazil and, to a lesser extent, Spanish America were, for purposes of British Atlantic commerce, part of British America«.⁷³ Sein Versuch, das Ausmaß zu bestimmen, »to which the evolution of the international economy [...] rested on the shoulders of Africans«, setzt mit der Rekonstruktion der von Sklaven geleisteten Warenproduktion ein und stellt dementsprechend die Verlagerung der zunächst auf den der westafrikanischen Küste vorgelagerten Inseln angesiedelten Zuckerplantagen in die Karibik und nach Brasilien an den Anfang.⁷⁴ Zucker blieb dem Wert nach während des gesamten 18. Jahrhunderts das wichtigste Exportgut, aber auch die anderen Gegenstände des in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts explodierenden Exports, also vor allem Tabak, Reis, Baumwolle oder Kaffee, waren fast ausschließlich das Arbeitsprodukt afrikanischer Sklaven. Allein nach Jamaika wurde im 18. Jahrhundert etwa eine halbe Million Menschen verbracht und auch hier stiegen die Zahlen gegen Ende des Jahrhunderts steil an. Da britische Sklavenhändler schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts den Export in britische Kolonien kontrollierten, gegen Ende des 18. Jahrhunderts aber auch gut zwei Fünftel des übrigen Exports in der Hand hatten, war der Sklavenhandel selbst ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Eher indirekten, aber gleichwohl wichtigen Auswirkungen des von ihm beschriebenen Dreieckshandels spürt Inikori im Bereich des Schiffbaus und im Finanzsektor nach. So demonstriert er, »that the shipping needs of the Atlantic slave economy were central to the growth and development of British shipping and the shipbuilding industry«, wobei neben der großen Zahl benötigter Schiffe ihre geringe Lebensdauer von durchschnittlich zehn Jahren in Rechnung gestellt werden muss. Anschaulich führt Inikori aber auch vor, welche Mengen an Eisen und Kupfer, Holz und Tauen nachgefragt wurden und so die gewerbliche Produktion stimulierten. Zentral war die atlantische Sklavenwirtschaft gleichfalls für die Entwicklung einer britischen Kredit- und Versicherungswirtschaft. Die Plantagenbesitzer waren regelmäßig bei Sklavenhändlern verschuldet, und angesichts der Risiken der Schiffspassagen der letzteren machten Versicherungsprämien nicht selten 15% vom Gesamtumsatz aus.

Wichtiger noch aber ist der Nachweis, dass schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Überseehandel die hauptsächliche Quelle der von der britischen Industrie verar-

72 *Joseph E. Inikori*, *Africans and the Industrial Revolution in England. A Study in International Trade and Economic Development*, Cambridge/New York etc. 2002, S. 91.

73 *Ebd.*, S. 214.

74 *Ebd.*, S. 8.

beiteten Rohstoffe war. Deren sinkende Preise seien entscheidend für die sinkenden Produktionskosten und damit die steigende Konkurrenzfähigkeit der Baumwollindustrie gewesen. Gerade letztere sei aber nicht nur ein Beispiel eines vom britischen Protektionismus profitierenden Gewerbezweigs, sondern auch und zugleich typisch für die vom atlantischen Dreieckshandel stimulierte Importsubstitution. Denn zunächst hätten die britischen Händler vor allem europäisches Leinen und indische Baumwoll- oder Seidenstoffe nach Westafrika und in die ›Neue Welt‹ geliefert. Diese von Afrikanern in Westafrika oder auf den Plantagen der ›Neuen Welt‹ konsumierten Güter seien aber zunehmend in England hergestellt worden – bis zu den dann aus Birmingham stammenden Gewehren. Neben dieser die Massenproduktion erst ermöglichenden Nachfrage seien für die industrielle Revolution in England zwei Aspekte entscheidend gewesen: Zum einen hätten die ursprünglichen Reexporte die Absatzwege für die nach erfolgter Importsubstitution inländische Industrieproduktion gebahnt und zum anderen sei diese Importsubstitution zwar mithilfe massiver staatlicher Unterstützung, aber eben nicht ganz frei von Konkurrenzdruck erfolgt. Daraus sei ein Effizienzdruck erwachsen, der »to the adoption of new technologies and new forms of organization« geführt hätte.⁷⁵ Nicht spezifische Agrarstrukturen und marktformige Institutionen, die es auch in Holland gegeben habe, könnten also die industrielle Revolution in England erklären, sondern der besondere Zugang zu rasch wachsenden Exportmärkten und Möglichkeiten der Rohstoffeinfuhr, die es so etwa in China nicht gegeben habe.⁷⁶

Auf beide Vergleiche wird zurückzukommen sein, doch gilt es zunächst, noch einen Blick auf ein Buch zu werfen, das – sehr viel lesbarer als die gründliche und grundlegende Studie Inikoris – unlängst das öffentliche Interesse sowohl in Deutschland als auch und vor allem in den USA wieder stärker auf den Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Sklaverei gelenkt hat. Dabei geht Sven Beckerts »King Cotton« in systematischer Hinsicht kaum über Inikori hinaus. Die von ihm auch nach Ägypten, Anatolien, Indien und Brasilien verfolgte Baumwolle ist ja vielmehr eines der wichtigsten Güter im atlantischen Dreieckshandel. Sie dient Beckert allerdings nicht als Mittel, den afrikanischen Beitrag zur englischen Industrialisierung zu bestimmen, sondern als Sonde für eine »Geschichte des globalen Kapitalismus«. Eine solche scheint ihm keine tiefer gehenden begrifflichen oder gar theoretischen Erörterungen zu erfordern, obwohl er mit dem Begriff des Kriegskapitalismus ja eine griffige Bezeichnung einführt, die er nicht systematisch von alternativen Begriffsbildungen wie Beutekapitalismus absetzt. Die gemeinte Sache ist ohnehin nicht neu, ist der »Einsatz von Gewalt und körperlichem Zwang« in vielen der bereits angesprochenen Darstellungen doch allgegenwärtig. Und Wallersteins Weltsystemtheorie versucht ja gerade begrifflich-theoretisch zu fassen, »wie einige Europäer die Macht von Kapital und Staat vereinten, um gewaltsam einen Produktionskomplex zu schaffen«, eine Verbindung, für die ansonsten immer wieder Unternehmen wie die »Verenigde Oostindische Compagnie« oder die »East India Company« ins Feld geführt worden sind.⁷⁷ Sein Ausblick auf die Gegenwart schließlich, die sich von der Vergangenheit unterscheidet, »weniger durch das Ausmaß der globalen Vernetzung, sondern dadurch, dass Kapitalbesitzer erstmals in der Lage sind, sich von genau jenen Nationalstaaten zu emanzipieren, die in der Vergangenheit ihren Aufstieg ermöglicht haben«, entspricht ganz der oben re-

75 Ebd., S. 464.

76 Hilfreich als Einführung in die umfangreiche Literatur ist auch *Patrick O'Brien, A Critical Review of a Tradition of Meta-Narratives from Adam Smith to Karl [sic] Pomeranz*, in: *Pieter C. Emmer/Olivier Pétré-Grenouilleau/Jessica V. Rotman* (Hrsg.), *A Deus ex Machina Revisited. Atlantic Colonial Trade and European Economic Development*, Leiden 2006, S. 5–23.

77 Vgl. zu den Letztgenannten zuletzt *Chris Nierstrasz, Rivalry for Trade in Tea and Textiles. The English and Dutch East India Companies (1700–1800)*, Houndmills 2015.

ferierten Einschätzung Arrighis.⁷⁸ Was »King Cotton« dagegen bietet, ist eine flott geschriebene Globalgeschichte des Baumwollanbaus und der Baumwollindustrie, die einen Schwerpunkt auf die amerikanischen Südstaaten während der ersten beiden Drittel des 19. Jahrhunderts legt, aber auch die jüngsten Verschiebungen in den globalen Süden instruktiv beschreibt und insgesamt ihre globale Dimension mithilfe zahlreicher Karten anschaulich macht.

III. GLOBALE VERFLECHTUNGEN, GLOBALE VERGLEICHE

Warenketten

Insofern hätte Beckerts Buch auch als Beispiel für die mittlerweile zahlreichen Arbeiten gewürdigt werden können, die anhand eines Produkts die oft weltweiten Handelsverflechtungen analysieren. Und das umso mehr, als eine der frühesten und bis heute überzeugendsten dieser Studien, »Sweetness and Power«, sich ja gleichfalls für den Ort der Plantagensklaverei in der Genese und Frühphase des Industriekapitalismus interessierte.⁷⁹ Von ihrem Ursprung her ist die Erforschung von Warenketten in ihrem engeren Sinne ohnehin im Kontext der Weltsystemtheorie zu verorten, deren Begründer gemeinsam mit Terence Hopkins schon 1977 empfahl, von einem Konsumgut ausgehend dessen Entstehungsprozess unter Einschluss aller Rohstoffe, aller Arbeits- und Verwandlungsprozesse sowie der Transportwege zu erforschen.⁸⁰ Gleichwohl wird man sagen können, dass dieser Forschungszweig sich weitgehend von diesen Ursprüngen emanzipiert hat und heute recht offen »The World That Trade Created« erforscht.⁸¹ Das heißt, dass einer funktionalistischen Ableitung aus Zentrum-Peripherie-Beziehungen »eine je eigene Logik« gegenübergestellt wird, die zum Beispiel in Rechnung stellt, dass es Produkte wie den Reis gibt, bei denen die Produktion für einen Markt bis tief ins 20. Jahrhundert hinein ein Minderheitenphänomen bleibt, oder solche wie den Kautschuk, dessen Boom an der Wende zum 20. Jahrhundert den Eliten einer peripheren Region wie dem Amazonasbecken ungeheuren Reichtum bescherte.⁸²

Auch wenn die Verkehrsinfrastruktur im 19. Jahrhundert grundlegend, wenngleich alles andere als einheitlich verbessert wurde und spektakuläre Einzelprojekte wie der 1869 fertiggestellte Suezkanal die Handelswege verkürzten, blieben großvolumige Güter lange weit hinter wertvollen Nahrungsmitteln zurück. An Wert erreichten einer Statistik der Seehandelswaren zufolge zwischen 1860 und 1887 Kohle und Holz zusammengenommen nicht den schon im 18. Jahrhundert führenden Zucker, hinter dem Getreide und Kaffee weitere Spitzenplätze einnahmen.⁸³ An die Schlüsselstellung einzelner Genussmittel wie Tee oder Kaffee lässt sich indessen nicht nur auf der Ebene internationaler Handelsbilanzen anknüpfen, für die vielleicht der von britischer Seite zum Ausgleich ihres maßgeblich

78 Sven Beckert, *King Cotton. Eine Globalgeschichte des Kapitalismus*, München 2014, S. 13, 12 und 17.

79 Sidney W. Mintz, *Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History*, New York 1985.

80 Vgl. Jennifer Bair, *Global Commodity Chains: Genealogy and Review*, in: *dies.* (Hrsg.), *Frontiers of Commodity Chain Research*, Stanford 2009, S. 11–34, hier: S. 7, sowie Immanuel Wallerstein, *Protection Networks and Commodity Chains in the Capitalist World-Economy*, in: ebd., S. 83–89.

81 Kenneth Pomeranz/Steven Topik, *The World That Trade Created. Society, Culture, and the World Economy, 1400 to the Present*, 3. Aufl., Armonk 2013.

82 Steven C. Topik/Allen Wells, *Warenketten in einer globalen Wirtschaft*, in: Emily S. Rosenberg (Hrsg.), *1870–1945. Weltmärkte und Weltkriege*, München 2012, S. 589–814, hier: S. 684; vgl. ebd., S. 732 und 679.

83 Vgl. ebd., S. 686.

durch Teeimporte verursachten Handelsdefizits erzwungene Import indischen Opiums durch China das bekannteste Beispiel ist.⁸⁴ Vielmehr belegen anregende branchen- und unternehmensgeschichtliche Arbeiten wie die Julia Laura Rischbieters zum Handel mit und Konsum von Kaffee im deutschen Kaiserreich oder von Christof Dejung zur auch von Sven Beckert untersuchten Handelsfirma »Gebrüder Volkart«, dass über den Blick auf Warenketten auch »die zentralen Akteure in Globalisierungsprozessen« in den Mittelpunkt der Untersuchung gestellt werden können und unser Verständnis dieser Prozesse so mikrohistorisch fundiert werden kann.⁸⁵ Zugleich ermöglicht die Verbindung zur Konsumgeschichte die Integration kulturhistorischer Zugänge, wobei in unserem Zusammenhang allerdings festgehalten werden muss, dass hierbei die in den Blick genommenen Konsumenten in aller Regel Bewohner der westlichen Welt sind.

The Great Divergence

Das lässt sich als Eurozentrismus kritisieren; und ein solcher Vorwurf ist denn auch nachdrücklich erhoben worden – am vehementesten vielleicht von André Gunder Frank, der sich seinerseits allerdings hat vorwerfen lassen müssen, es sei wenig sinnvoll, »unsatisfactory Eurocentric with equally unsatisfying Sinocentric [...] explanations« zu ersetzen.⁸⁶ Frank beschäftigt sich in seinem letzten Hauptwerk indessen nicht mit Warenketten, sondern zielt aufs »Ganze«. Sein Titel »ReOrient« meint beides, dass die von Grund auf eurozentrische Sozialtheorie dringend einer Reorientierung bedürfe und dass eine solche Reorientierung den Osten, vor allem China in den Mittelpunkt rücken müsse. Dabei reicht die Reihe der wegen ihres Eurozentrismus Verdammten von Marx über Weber bis Wallerstein, wengleich Frank an der Methodik seines ehemaligen Mitstreiters festhält. Eine Weltwirtschaft und ein Weltwirtschaftssystem habe es indessen schon lange vor 1500 gegeben und es könne überhaupt keine Rede davon sein, dass Europa in seinem Zentrum gestanden und allmählich die übrige Welt inkorporiert habe. »Stattdessen schloss sich Europa verspätet einer bereits bestehenden Weltwirtschaft und einem bestehenden Weltwirtschaftssystem an oder befestigte wenigstens seine lockeren Bindungen damit.«⁸⁷ Dabei ist die These einer früheren Existenz eines Weltsystems nicht neu. Braudel hatte dessen – italienische – Anfänge 1979 auf das 13. Jahrhundert datiert und Janet Abu-Lughod zehn Jahre später ganz ähnlich die Existenz eines Weltsystems für die Zeit zwischen 1250 und 1350 postuliert, dessen – städtische – Zentren indessen primär in Ostasien und dem arabischen Raum verortet.⁸⁸

Das setzt Frank mehr oder weniger voraus und argumentiert für die von ihm behauptete asiatische und vor allem chinesische Dominanz mit zwei Befunden. Zum einen trägt er demografische und ökonomische Belege für die These zusammen, »dass nicht nur verschiedene Teile Asiens wirtschaftlich weit bedeutender als ganz Europa in der und für die Weltwirtschaft waren, sondern auch [...], dass Asien schneller und stärker wuchs als Euro-

84 Vgl. knapp *Pomeranz/Topik*, *The World That Trade Created*, S. 101ff.

85 *Julia Laura Rischbieter*, *Mikro-Ökonomie der Globalisierung. Kaffee, Kaufleute und Konsumenten im Kaiserreich 1870–1914*, Köln/Weimar etc. 2011, S. 9; vgl. *Christof Dejung*, *Die Fäden des globalen Marktes. Eine Sozial- und Kulturgeschichte des Welthandels am Beispiel der Handelsfirma Gebrüder Volkart 1851–1999*, Köln/Weimar etc. 2013.

86 *Barry Buzan/George Lawson*, *The Global Transformation. History, Modernity and the Making of International Relations*, Cambridge 2015, S. 7.

87 *André Gunder Frank*, *ReOrient. Globalwirtschaft im Asiatischen Zeitalter*, Wien 2016, S. 33f. (zuerst 1998).

88 Vgl. *Braudel*, *Sozialgeschichte*, Bd. 3: *Aufbruch der Weltwirtschaft*, S. 57; vgl. *Janet L. Abu-Lughod*, *Before European Hegemony. The World System A.D., 1250–1350*, Oxford/New York etc. 1989.

pa und seine wirtschaftliche Führung in jeder Hinsicht wenigstens bis 1750 behielt«. ⁸⁹ Zum anderen tragen Handelsbilanzen und Edelmetallströme die Hauptbeweislaster. Das gilt, wenn Frank das relative Gewicht der westasiatischen, der indischen und der chinesischen Wirtschaft zu bestimmen sucht, ebenso wie beim Nachweis der europäischen Rückständigkeit. Letztlich ist es für ihn Chinas Funktion als »das größte Silber>sammelbecken«, welche sowohl die innerasiatische Führungsposition als auch den deutlichen Entwicklungsvorsprung gegenüber dem frühneuzeitlichen Europa beweist. ⁹⁰ Europa hatte den asiatischen Exporteuren außer den Edelmetallen der ›Neuen Welt‹ eben lange nichts zu bieten. Dieser Befund ist nicht neu und gut belegt. Nicht ganz klar wird bei Frank indes, wie »Europa sein amerikanisches Geld benutzte, um sich rücksichtslos einzumischen und aus der asiatischen Produktion, den asiatischen Märkten und dem asiatischen Handel Nutzen zu ziehen – kurz: von der beherrschenden Stellung Asiens in der Weltwirtschaft zu profitieren. Europa«, so das anstelle einer Erklärung angebotene Bild, »kletterte Asien auf den Rücken und stand dann auf seinen Schultern – zeitweilig«. ⁹¹ Das mag den Niedergang Asiens zur Voraussetzung gehabt haben, eine Erklärung des europäischen Aufstiegs ist es jedoch nicht. Für Frank ist aber neben der Hoffnung auf den Wiederaufstieg Ostasiens ohnehin wichtiger, zu zeigen, dass sich ein solcher Aufstieg keinesfalls irgendwelchen europäischen Eigenschaften verdanken kann.

Frank hatte sich bei seinem Plädoyer für eine grundlegende Reorientierung bereits auf ein Manuskript stützen können, das ihm Kenneth Pomeranz zur Verfügung gestellt hatte und das die Grundlage seines seither so einflussreich gewordenen Buches »The Great Divergence« gebildet haben dürfte. Weit weniger missionarisch und holistisch, dafür umso überzeugender und präziser entfaltet der jetzt an der University of Chicago lehrende Historiker einen systematisch angelegten Vergleich der chinesisch-europäischen Wirtschaftsentwicklung im Übergang von der Frühen Neuzeit ins 19. Jahrhundert. Gelegentlich weitet er diesen Vergleich aus, um Indien und Japan mit einzubeziehen, häufiger jedoch knüpft er an seine Eingangsfeststellung an, dass es angesichts der Größe und Heterogenität Chinas wohl sinnvoller sei, einzelne besonders entwickelte Regionen wie das Jangtse-Delta mit ebensolchen Regionen Europas zu vergleichen. Anders als Frank sieht er kein ostasiatisches Weltsystem, sondern geht für die Zeit vor 1800 von einer polyzentrischen Welt ohne ein dominantes Zentrum aus. Europäische Dominanz ist für ihn eindeutig das Resultat der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts. Deren Erklärung aber könne kaum auf spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Wurzeln zurückgreifen, denn weder habe das frühneuzeitliche Europa im Vergleich zu China einen Vorsprung hinsichtlich Wohlstand und Kapitalbildung besessen noch seien dort Märkte für Land, Arbeit und Kapital klarer ausgeprägt gewesen als in großen Teilen Asiens. Als Vertreter europazentrierter Narrative kritisiert er deshalb so unterschiedliche Autoren wie Fernand Braudel und Immanuel Wallerstein oder Robert Brenner und Douglass North.

Seine bestechend klare und auf eine demo-ökologische Pointe zusteuernde Argumentation entwickelt Pomeranz in drei Schritten: Im ersten Teil seines Buches beschreibt er »a world of surprising resemblances«. ⁹² Dazu muss er – anders als Frank – Differenzen wie eine in Europa stärker ausgeprägte Wissenskultur nicht einebnen. Sie ändern aber nichts an »Europe's marked technological backwardness in the largest sector of eighteenth-century economies«. ⁹³ Vor allem aber arbeitet er heraus, »that eighteenth-century China

⁸⁹ Frank, *ReOrient*, S. 79.

⁹⁰ Ebd., S. 458.

⁹¹ Ebd., S. 45f.

⁹² Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*, Princeton 2000, S. 29.

⁹³ Ebd., S. 45.

(and perhaps Japan as well) actually came closer to resembling the neoclassical ideal of a market economy than did western Europe«. ⁹⁴ Das gilt für Boden- und Arbeitsmärkte gleichermaßen, wobei er für beide Vergleichsregionen eine marktgetriebene Ausweitung von Familienarbeit und Konsum konstatiert. Er beschreibt diese in Anlehnung an Jan de Vries als *industrious revolutions*, von denen aber eben kein direkter Weg zu einer industriellen Revolution geführt habe. Skeptisch ist er vor allem gegenüber der These, in Europa sei der Luxuskonsum besonders ausgeprägt gewesen, und auch den Unterschieden in der Ausbildung von Kapitalmärkten will er keine Bedeutung für den Produktionsbereich zusprechen, zumal auch in Europa bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Familienunternehmen vorherrschend gewesen seien.

Eine langfristig entscheidende Differenz sieht er stattdessen in den »political-economic institutions of European capitalism and violent interstate competition, combined with some very lucky (for Europe) global conjunctures«, welche »European (especially British) relations with the rest of the Atlantic world unique among core-periphery relationships« gemacht hätten. ⁹⁵ Zu dieser Einzigartigkeit der Zentrum-Peripherie-Beziehungen zählt auch die Sklavenwirtschaft der ›Neuen Welt‹, zu deren Gewichtung er die von Inikori vorgelegten Forschungen noch nicht heranziehen konnte. Der Fluchtpunkt von Pomeranz' Argumentation ist aber ohnehin ein anderer und wird nur verständlich vor dem Hintergrund seines Befunds, in der Mitte des 18. Jahrhunderts hätten sich die am dichtesten besiedelten und wirtschaftlich am stärksten entwickelten Regionen Chinas wie Europas in einer protoindustriellen Sackgasse befunden, »in which even with steadily increasing labor inputs, the spread of the best known production practices, and a growing commercialization making possible an ever-more efficient division of labor, production was just barely staying ahead of population growth«. ⁹⁶ Die für China häufig diagnostizierte Involution, also eine sinkende Produktivität bei erhöhtem Arbeitseinsatz, hätte auch Europa treffen können. Der systematische Grund, warum smithianisches Wachstum langfristig keinen Ausweg aus der Malthusianischen Falle geboten hätte, ist für Pomeranz die nur äußerst begrenzte Möglichkeit, den Produktionsfaktor Land durch Arbeit oder Kapital zu ersetzen. In dieser Krisensituation, die infolge von Rodungen zudem eine solche des Energiemangels – Werner Sombarts »Holznot« – gewesen sei, hätte der Import von landintensiven Gütern eine Schlüsselstellung eingenommen. Und genau so wie Westeuropa Getreide und Holz aus Osteuropa importiert habe, hätten die Bewohner des dicht besiedelten Jangtse-Deltas Reis und Holz aus flussaufwärts gelegenen Regionen bezogen. Diesem dennoch bedrohlichen ökologischen Flaschenhals sei Europa und insbesondere England zum einen durch den Rückgriff auf die Kohle, zum anderen und vor allem aber durch die landsparenden Einfuhren aus der ›Neuen Welt‹ entkommen, gleich ob es Direktimporte aus den Kolonien oder mit den Edelmetallen der ›Neuen Welt‹ bezahlte Einfuhren aus Asien gewesen seien: »[W]ithout the windfalls discussed here, Europe, too, could have been forced down a much more labor-intensive development path«. ⁹⁷ Dass es sich bei dieser Aussage um weit mehr als Spekulation handelt, versucht Pomeranz anhand der Berechnung von sogenannten *ghost acres* zu demonstrieren. Um etwa die 1830 importierte Baumwollmenge durch inländische Schafwolle zu ersetzen, hätte es 23 Millionen Morgen Land erfordert, mehr als die gesamte britische Anbau- und Weidefläche dieses Jahres. Analoge und aufzuzaddierende Berechnungen für Zucker oder Holz untermauern seine Überzeugung, dass »New World resources seem more crucial than New World profits«. ⁹⁸

94 Ebd., S. 70.

95 Ebd., S. 185.

96 Ebd., S. 207.

97 Ebd., S. 283.

98 Ebd., S. 279; vgl. ebd., S. 276.

Pomeranz' Thesen, die auch mehr als anderthalb Jahrzehnte nach Erscheinen seines Buches im Zentrum der Diskussion stehen, stellen also nicht nur einen weiteren externalistischen Erklärungsansatz dar, sie rücken auch die industrielle Revolution und ihre Entstehung in den Mittelpunkt. Darin stimmen ihm andere Kenner der chinesischen Wirtschaftsentwicklung wie Roy Bin Wong ausdrücklich zu.⁹⁹ Das heißt nun aber nicht, dass seine Lesart chinesisch-europäischer Differenzen unwidersprochen geblieben wäre. Zuletzt hat Peer Vries einige Kritikpunkte zu einer Gegenposition zusammengezogen, deren Quintessenz lautet, »that China, in a way, also had its ›coal‹ and its colonies, but that government was a serious hindrance in making the most of them.«¹⁰⁰ Mit Blick auf chinesische »Kolonien« meint er, dass Teile der Peripherie des riesigen chinesischen Reichs quasi-kolonialen Charakter besessen hätten, und argumentiert, dass von dort große Mengen an landintensiven Produkten ins Landesinnere geströmt seien. Darauf hatte nun Pomeranz selbst durchaus hingewiesen, sodass zur Entkräftung seiner Argumentation der Nachweis nötig gewesen wäre, dass hier von vergleichbaren Größenordnungen, mindestens also einer (virtuellen) Verdopplung der landwirtschaftlichen Nutzfläche des Zentrums, auszugehen ist. Den führt Vries indessen nicht. Und auch der Verweis auf die zweifelsohne existierenden chinesischen Kohlevorkommen wäre überzeugender, wenn konkret vorgeführt würde, wie die enormen Distanzen von dort zum gewerblich entwickelten Jangtse-Delta hätten überwunden werden können. Letztlich ist für Vries aber ohnehin Staatsversagen die Ursache des chinesischen Zurückbleibens und er verwendet viele, viele Seiten auf den Nachweis eines weit höheren Pro-Kopf-Steueraufkommens in Europa und insbesondere in Großbritannien. Einmal mehr vollzieht er nach, dass mit der verlässlichen Bedienung der Staatsschulden in den Niederlanden und Großbritannien diesen Staaten neue Möglichkeiten beim Ausbau des Militärs und vor allem der Kriegsmarine zuwuchsen, die für den bewaffneten Handel dieser Länder entscheidende Bedeutung besaßen. Die damit angesprochene Zentralität des »fiscal-military state« ist aber gar nicht strittig. Pomeranz selbst notiert schon in der Einleitung zu seinem grundlegenden Werk: »Only in overseas colonization and *armed* trading did Europe's financial institutions – nurtured by a system of competing, debt-financed states – give it a crucial edge.«¹⁰¹ Und zuletzt hat Patrick O'Brien die diesbezügliche Diskussion noch einmal konzise zusammengefasst:

»Nevertheless, in retrospect the broad thrust of British fiscal and financial policies combined with naval mercantilism can be represented as effective support for the endeavors of private capitalist enterprise carrying the economy through a process of Smithian growth into a transition for the technological breakthroughs for a first industrial revolution.«¹⁰²

Dies aber ist letztlich ein Befund historischer Kontingenz, den man nicht wie Vries in einen solchen europäischen Besonderheit oder gar Überlegenheit – nun eben eine solche der Staatsbildung – rückübersetzen sollte.

Wichtiger als ein in der Summe wenig überzeugender Antirevisionismus à la Vries scheinen die vielfältigen Implikationen und Anknüpfungspunkte, welche »The Great Divergence« bietet. Dabei schließen zwei der drei Problemkreise, die hier angesprochen werden sollen, an das Konzept der *industrious revolution* an. Pomeranz hat es mit Bezug auf Jan de Vries aufgegriffen, um zu zeigen, dass eben eine solche *industrious revolution* kein europäisches Spezifikum sei, von ihr, wie das chinesische Beispiel demonstriere, aber

99 Vgl. zuletzt Roy Bin Wong, China before Capitalism, in: Neal/Williamson, The Cambridge History of Capitalism, Bd. 1, S. 125–164, hier insb.: S. 155.

100 Peer Vries, State, Economy and the Great Divergence. Great Britain and China, 1680s–1850s, London 2015, S. 405.

101 Pomeranz, The Great Divergence, S. 19.

102 O'Brien, The Formation of States and Transitions to Modern Economies, S. 373.

auch kein direkter Weg zu einer industriellen Revolution verlaufe, die erst den Beginn der Auseinanderentwicklung Chinas und Europas in wirtschaftlicher Hinsicht markiere. De Vries, der seine diesbezüglichen Forschungen 2008 in Buchform zusammengefasst hat, gibt ihm in beidem recht. Und doch ist seine Perspektive eine andere. »In the ›long eighteenth century‹, so eine knappe Zusammenfassung seiner Argumentation, »both consumer demand and the supply of market-oriented labor grew by means of reallocations of the productive resources of households«. ¹⁰³ Durch landwirtschaftliche Spezialisierung, heimgewerbliche Produktion, Lohnarbeit oder Dienste hätten die Mitglieder dieser Haushalte vor allem in den Niederlanden und England Geldeinkommen zu erzielen versucht, um ihre veränderten Konsumbedürfnisse befriedigen zu können. Hier sei nur erwähnt, dass de Vries die in Europa vorherrschende Kernfamilie für diesbezüglich anfälliger hält als die komplexeren Familienstrukturen anderer Kulturen. ¹⁰⁴ Und auch auf seinen interessanten Rückgriff auf Konzepte der modernen Haushaltsökonomik sei hier nicht näher eingegangen. Denn im größeren Zusammenhang ist eine andere Pointe – und grundlegende Differenz zu Pomeranz – interessanter: »[T]he accumulating evidence for an earlier increase of per capita income in northwestern Europe paired with a major refinement of material life casts serious doubt on the orthodoxy that the Industrial Revolution was the actual starting point for long-term economic growth«. ¹⁰⁵ Und diese etwa von Douglass North geteilte Vordatierung des Beginns nachhaltigen Wirtschaftswachstums hat wichtige Implikationen, die de Vries bereits in einem gemeinsam mit Ad van der Woude verfassten Buch offengelegt hatte, dessen Titel programmatisch die Vereinigten Provinzen als »The First Modern Economy« bezeichnet hatte. ¹⁰⁶ Das frühneuzeitliche Amsterdam sei deshalb auch keineswegs Ausdruck der Begrenzungen des Handelskapitalismus gewesen, sondern »the nerve center of *capitalism*, with its primary need for efficient access to information«. ¹⁰⁷ Informationen waren schon deshalb zentral, weil das primäre zeitgenössische Problem nicht die Kapitalanhäufung, sondern seine kontinuierliche rentable Anlage gewesen sei. Das Ausbleiben einer industriellen Revolution nach britischem Vorbild ist denn auch für die Autoren kein Mangel, sondern vielmehr Resultat eines weit fortgeschrittenen Entwicklungsstands mit nachhaltigem Wirtschaftswachstum.

Jan de Vries hat stets betont, dass nicht er, sondern Akira Hayami den Begriff der *industrious revolution* geprägt habe. In seiner Lesart habe er mit Blick auf die japanischen, chinesischen und indischen Verhältnisse aber auch einen etwas anderen Inhalt insofern, als die Veränderungen der Konsumgewohnheiten in Europa eine stärkere Rolle gespielt hätten. ¹⁰⁸ Dem entspricht, dass mit Blick auf China, Japan oder Indien der Begriff häufig

103 Jan de Vries, *The Industrious Revolution. Consumer Behavior and the Household Economy, 1650 to the Present*, Cambridge/New York etc. 2008, S. 71.

104 Er folgt hier Katherine A. Lynch, *Individuals, Families, and Communities in Europe, 1200–1800. The Urban Foundations of Western Society*, Cambridge/New York etc. 2003.

105 Ebd., S. 6f.

106 Vgl. Douglass C. North, *Understanding the Process of Economic Change*, Princeton 2005, S. 134.

107 Jan de Vries/Ad van der Woude, *The First Modern Economy. Success, Failure, and Perseverance of the Dutch Economy, 1500–1815*, Cambridge/New York etc. 1997, S. 692.

108 Zugespitzt in Jan de Vries, *The Industrious Revolution in East and West*, in: Gareth Austin/Kaoru Sugihara (Hrsg.), *Labour-Intensive Industrialization in Global History*, London/New York 2013, S. 65–84, insb. S. 74, wo die unternehmerischen Qualitäten des Haushalts in Begriffen beschrieben werden, die schon fast an das »unternehmerische Selbst« jüngerer Debatten gemahnen. Vgl. dazu zuletzt Ulrich Bröckling, *Vermarktlichung, Entgrenzung, Subjektivierung. Die Arbeit des unternehmerischen Selbst*, in: Jörn Leonhard/Willibald Steinmetz (Hrsg.), *Semantiken von Arbeit. Diachrone und vergleichende Perspektiven*, Köln/Weimar etc. 2016, S. 371–390.

im Kontext der Suche nach einem arbeitsintensiven Weg der Industrialisierung aufgegriffen wird, den insbesondere Kaoru Sugihara als Alternative zum kapitalintensiven Weg der europäisch-nordamerikanischen Industrialisierung in die Diskussion eingeführt hat.¹⁰⁹ Der für die asiatische Entwicklung insgesamt typische Weg ist aber nicht nur ein deutliches Gegenmodell zu den von Alexander Gerschenkron vor allem an deutschen und russischen Beispielen entwickelten Überlegungen zu den Spezifika einer Industrialisierung von Nachzüglern, welche, um erfolgreich zu sein, die Pioniere hinsichtlich Kapitaleinsatz und Staatsintervention übertrumpfen müssten, sondern weist darüber hinaus interessante Charakteristika auf.¹¹⁰ So begründet für Sugihara der einmal eingeschlagene Weg einer arbeitsintensiven Industrialisierung zwar eine Pfadabhängigkeit insofern, als sich der Export arbeitsintensiver Güter in eine Struktur internationaler Arbeitsteilung einfüge. Aber zum einen führe die arbeitsintensive Route ohnehin nur zu dauerhaftem Erfolg, wenn sie sich mit der Qualifizierung der Arbeitskräfte verbinde, und zum anderen seien die erfolgreichen Länder wie insbesondere Japan dadurch gekennzeichnet, dass sie langfristig Arbeits- und Kapitalintensität kombiniert hätten.

Die Debatte um einen arbeitsintensiven Weg der Industrialisierung gehört also einerseits zu den Ansätzen, welche der unterschiedlichen Ausstattung mit Produktionsfaktoren großes Gewicht zuschreiben. Von daher überrascht es nicht, dass Gareth Austin eine dritte Route identifiziert, die lange für Südamerika und noch länger für das subsaharische Afrika typisch und von Arbeitskräftemangel im Verhältnis zur reichen Ausstattung mit Land geprägt gewesen sei.¹¹¹ Andererseits – und nur dieser Strang soll hier weiterverfolgt werden – mündet die Diskussion um den arbeitsintensiven Weg der Industrialisierung recht regelmäßig ein in Erklärungen des gegenwärtigen Erfolgs ostasiatischer Volkswirtschaften. Das hatte Sugiharas Interpretation des japanischen Wegs gezeigt, aber auch Pomeranz weist darauf hin, wie wichtig »booming rural industries« für die jüngste wirtschaftliche Entwicklung Chinas seien, die sich eben bis heute deutlich von westlichen Erfahrungen absetze.¹¹²

Interessant ist nun, wie unterschiedliche Prognosen sich an diese gegenwartsnahen Analysen knüpfen, wobei wir André Gunder Franks These einer gleichsam naturwüchsigen

109 Vgl. *Kaoru Sugihara*, Labour-Intensive Industrialization in Global History: An Interpretation of East Asian Experiences, in: *Austin/Sugihara*, Labour-Intensive Industrialization in Global History, S. 20–64.

110 Vgl. *Alexander Gerschenkron*, Wirtschaftliche Rückständigkeit in historischer Perspektive, in: *Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), Geschichte und Ökonomie, Königstein im Taunus 1985, S. 121–139; vgl. zur Einordnung *Robert C. Allen*, The Spread of Manufacturing, in: *Neal/Williamson*, The Cambridge History of Capitalism, Bd. 2, S. 22–46.

111 Vgl. *Gareth Austin*, Labour-Intensity and Manufacturing in West Africa, c. 1450–c. 2000, sowie *ders.*, Labour-Intensive Industrialization and Global Economic Development. Reflections, beide in: *Austin/Sugihara*, Labour-Intensive Industrialization in Global History, S. 201–230 und 280–302.

112 Vgl. *Kenneth Pomeranz*, Labour-Intensive Industrialization in the Rural Yangzi Delta. Late Imperial Patterns and Their Modern Fates, in: *Austin/Sugihara*, Labour-Intensive Industrialization in Global History, S. 122–143, hier: S. 133. Da es in dieser Einleitung lediglich um die grundsätzlichen Argumentationsfiguren geht, wird auf den inzwischen gleichfalls gut erforschten und ebenfalls umstrittenen indischen Fall nicht näher eingegangen. Vgl. dazu zuletzt *Tirthankar Roy*, Capitalism in India in the Very Long Run, in: *Neal/Williamson*, The Cambridge History of Capitalism, Bd. 1, S. 165–192, und *ders.*, Labour-Intensity and Industrialization in Colonial India, in: *Austin/Sugihara*, Labour-Intensive Industrialization in Global History, S. 107–121, sowie *Prasanna Parthasarathi*, Why Europe Grew Rich and Asia Did Not: Global Economic Divergence, 1600–1850, Cambridge/New York etc. 2015; eine gegenläufige Position vertritt *Roman Studer*, The Great Divergence Reconsidered. Europe, India, and the Rise to Global Economic Power, Cambridge/New York etc. 2015.

Rückkehr zu ostasiatisch-chinesischer Hegemonie nicht noch einmal aufgreifen müssen. Ihr am nächsten kommt Giovanni Arrighi, der denn auch sein letztes Buch dem Andenken Franks gewidmet hat und gleichfalls Erlösungshoffnungen mit dem Aufstieg Chinas verbindet. Was »Adam Smith in Beijing« gleichwohl über weite Strecken zu einer anregenden Lektüre macht, ist der originelle Rückgriff auf Smith als Wachstumstheoretiker. Ihn nutzt er, um »Smithian growth, Industrious Revolution, and non-capitalist market-based development« als positive Alternative zur gewaltsamen europäischen Entwicklung mit einer den gesellschaftlichen Zusammenhalt zerstörenden kapitalistischen Industrialisierung gegenüberzustellen.¹¹³ Smith wird dabei weniger als der überlegene Theoretiker schlechthin präsentiert als vielmehr der Verfechter des »richtigen« Wegs, während Marx und Schumpeter gleichfalls zentrale Einsichten zu verdanken sind, aber eben solche in die langfristig auch ökologisch verheerende kapitalistische Entwicklung des Westens. Anders als etwa Sugihara betont Arrighi denn auch trotz einer Konvergenz von arbeits- und kapitalintensiven Industrialisierungspfaden den energiesparenden Charakter des asiatischen Entwicklungswegs. Den westlichen Entwicklungspfad aber sieht er im ausgehenden 20. Jahrhundert an sein Ende kommen. Die Reagan-Ära ist für ihn nicht die finanzkapitalistische Phase eines weiteren kapitalistischen Entwicklungszyklus, sondern die des letzten:

»The US-sponsored monetarist counterrevolution of the 1980s [...] did exactly the opposite of what Smith advised governments to do because [...] it promoted the re-establishment of profitability through policies that empowered capitalists to shift the burden of competitive pressures onto labor and subordinate groups world wide.«¹¹⁴

Spätestens seit den Anschlägen des 11. September 2001 sei China auch geopolitisch der Hauptnutznießer der Entwicklung, ein Trend, der Arrighi optimistisch stimmt:

»If the reorientation in reviving and consolidating China's tradition of self-centered market-based development, accumulation without dispossession, mobilization of human rather than non-human resources, and government through mass participation in shaping policies, then the chances are that China will be in a position to contribute decisively to the emergence of a commonwealth of civilizations truly respectful of cultural differences.«¹¹⁵

Nun wird mancher die Charakterisierung Chinas als einer nichtkapitalistischen Marktwirtschaft für problematisch, das Agieren des Landes gegenüber anderen Anrainern des Südchinesischen Meeres als nicht unbedingt »truly respectful of cultural differences« einschätzen und die Hoffnung auf politische Massenpartizipation für blauäugig halten. Dementsprechend fallen die Prognosen häufig auch ganz anders aus. Douglass North zum Beispiel, der Begründer der neuen Institutionenökonomie, räumt, ohne China explizit zu erwähnen, autoritären Regimen, wie sie lange in einigen der sogenannten Tigerstaaten dominierten, durchaus gute Chancen ein, Wirtschaftswachstum zu befördern, da es ihnen leichter falle, die dafür nötigen institutionellen Rahmenbedingungen zu schaffen.¹¹⁶ Das sehen Daron Acemoglu und James Robinson ganz anders. Ihre Antwort auf die oft gestellte Frage »Why Nations Fail« ist einfach und hat wohl auch deshalb so große internationale Aufmerksamkeit gefunden: Weil sie über keine inklusiven wirtschaftlichen Institutionen verfügen.

»To be inclusive, economic institutions must feature secure private property, an unbiased system of law, and a provision of public services that provides a level playing field in which people can ex-

113 Giovanni Arrighi, *Adam Smith in Beijing. Lineages of the Twenty-First Century*, London 2007, S. 41.

114 Ebd., S. 166.

115 Ebd., S. 389.

116 Vgl. North, *Understanding the Process of Economic Change*, insb. S. 67.

change and contract; it also must permit the entry of new businesses and allow people to choose their careers.«¹¹⁷

Das scheint auf den ersten Blick nur eine Variante der klassischen institutionenökonomischen Antwort zu sein. Sie hat indessen eine ganz spezifische Pointe, indem sie politischen Institutionen den Vorrang gibt. Denn – anders als in der sehr viel komplexer angelegten Analyse des Verhältnisses von Kapitalismus und Demokratie von Jürgen Kocka (in diesem Band) – entscheidet für Acemoglu und Robinson letztlich die Politik, welche wirtschaftlichen Institutionen eingeführt werden. Und nur politisch lassen sich auch die Voraussetzungen schaffen für »inclusive markets that create a level playing field and economic opportunities for the majority of the people«.¹¹⁸ Länder mit »extractive economic and political institutions« dagegen könnten zwar wirtschaftliches Wachstum erleben, dieses sei aber nie nachhaltig, weil die Angst vor der unumgänglichen schöpferischen Zerstörung Innovation verhindere.¹¹⁹ China werde deshalb schon bald und das heißt konkret, wenn die Chancen eines auf Technologieimporten und Billigexporten basierenden Aufholprozesses ausgeschöpft sind, vor der Alternative wirtschaftlicher Stagnation oder politischer Reform stehen. Umgekehrt wird der Primat der Politik auch am Musterbeispiel gelungener Entwicklung deutlich: »The Glorious Revolution was the foundation for creating a pluralistic society, and it built on and accelerated a process of political centralization. It created the world's first set of inclusive political institutions.«¹²⁰ Von dieser dergestalt idealisierten politischen Revolution führt eine gerade Linie zur industriellen Revolution, auch wenn die Autoren sowohl ein gewisses Maß an historischer Kontingenz zugestehen als auch einräumen, dass es für den wirtschaftlichen Erfolg Großbritanniens wichtig war, dass den Bemühungen um Marktkonkurrenz im Innern die politisch-militärische Kontrolle und Beherrschung des internationalen Handels entsprach.¹²¹

Letztlich endet die sich über viele Jahrhunderte und alle Kontinente erstreckende Suche nach einem Erfolgskonzept von Acemoglu und Robinson also an einem nur zu vertrauten Ort: im Westen. Für den Rest der Welt aber bedeutet das, dass Demokratie und Wohlstand zwar erreichbar sind, wie am Beispiel von Botswana vorgeführt wird, aber eben nur sehr schwer: »As virtuous circles make inclusive institutions persist, vicious circles create powerful forces toward the persistence of extractive institutions. History is not destiny, and vicious circles are not unbreakable [...]. But they are resilient.«¹²² Äußerst resilient sind also auch eurozentrische Erklärungsansätze. Von daher sollte eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Pomeranz dessen methodische Forderung berücksichtigen, die Frage danach, warum China nicht den britischen Weg eingeschlagen habe, stets mit der Frage zu verbinden, warum Großbritannien nicht den chinesischen Weg gegangen sei – eine wirksame pragmatische Annäherung an ein »Provincializing Europe«.¹²³

117 Daron Acemoglu/James A. Robinson, *Why Nations Fail. The Origins of Power, Prosperity, and Poverty*, New York 2012, S. 74f.

118 Ebd., S. 323.

119 Ebd., S. 81.

120 Ebd., S. 102.

121 Eine knappe Korrektur dieses Bildes der Glorious Revolution findet sich zum Beispiel bei O'Brien, *The Formation of States and Transitions to Modern Economies*, insb. S. 364ff.

122 Acemoglu/Robinson, *Why Nations Fail*, S. 365.

123 Vgl. Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000.

IV. PHASEN UND VARIETÄTEN DES KAPITALISMUS (VORNEHMLICH IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT) – DIE BEITRÄGE ZU DIESEM BAND

Anders als vielen Weltsystemtheoretikern wird man den Beiträgern zur Divergenz-Debatte nicht vorwerfen können, den historischen Wandel in funktionalistischen Systemanalysen oft eingefroren und zugunsten der Betrachtung räumlicher Ausdehnungsprozesse weitgehend verabschiedet zu haben, zumal die Divergenz-Debatte selbst längst eine Ausdehnung »Before and beyond Divergence« erfahren hat.¹²⁴ Gleichwohl ist auffällig, wie wenig in jüngster Zeit seit einhundert Jahren eingeführte Unterscheidungen zwischen Vor-, Früh-, Hoch- und Spätkapitalismus aufgegriffen werden.¹²⁵ Werner Sombart hatte sie der seit 1916 erscheinenden Neuauflage seines explizit auf Europa konzentrierten »Modernen Kapitalismus« zugrunde gelegt.¹²⁶ »In den verschiedenen Stadien dieser Entwicklung«, so fasste er 1925 im »Grundriss der Sozialökonomik« einige wesentliche Unterscheidungen meist zwischen Früh- und Hochkapitalismus zusammen,

»finden wir natürlich eine ganz verschiedene, wenn ich so sagen darf, Qualität der kapitalistischen Organisation: ob Barverkehr, ob Kreditverkehr; ob Eigenhandel, ob Kommissionsgeschäft; ob altes Spezialgeschäft, ob Warenhaus; ob Reklame, ob keine Reklame; ob börsenmäßige Gründung oder Kontrollierung einer Unternehmung, ob nicht: und tausend andere Alternativen, wenn sie in einem bestimmten Sinne entschieden sind, geben der kapitalistischen Organisation in einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Gepräge.«¹²⁷

Das heißt nun nicht, dass sie seither allgemein akzeptiert gewesen sei. Der Sombart ansonsten hochschätzende Fernand Braudel etwa nahm gerade an dem darin aufscheinenden entwicklungstheoretischen Rest Anstoß und interessierte sich wie später die ihm nachfolgenden Weltsystemtheoretiker mehr für die räumliche Erstreckung (und die Schichtung) des als im Kern für gleichbleibend gehaltenen Wirtschaftssystems.¹²⁸ So lässt sich das in Sombarts Typologie aufscheinende Problem der Identität des Phänomens über viele Jahrhunderte hinweg aber allenfalls umgehen. Es kann deshalb nicht überraschen, dass auch nach Sombart immer wieder Typen- und Phasenmodelle angeboten worden sind, die selbstverständlich jeweils das Kapitalismusverständnis ihrer Autoren erkennen lassen und in der Regel vor allem Europa und Nordamerika im Blick haben. Joseph Schumpeter zum Beispiel unterschied 1946 in einem Lexikonartikel für die »Encyclopaedia Britannica« ganz selbstverständlich zwischen Frühkapitalismus, Merkantilistischem Kapitalismus und einem Intakten Kapitalismus, an den sich eine in den ausgehenden 1890er-Jahren

124 *Jean-Laurent Rosenthal/Roy Bin Wong*, Before and beyond Divergence. The Politics of Economic Change in China and Europe, Cambridge/London 2011.

125 Fast schon Ausnahmen sind diesbezüglich die vorzügliche Kurzdarstellung von *Kocka*, Geschichte des Kapitalismus, und jetzt *Roy Bin Wong*, Möglicher Überfluss, beharrliche Armut. Industrialisierung und Welthandel im 19. Jahrhundert, in: *Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), Wege zur modernen Welt, 1750–1870, München 2016, S. 255–409; ein gleichermaßen konziser und instruktiver Überblick bei *Johannes Berger*, Kapitalismusanalyse und Kapitalismuskritik, Wiesbaden 2014, Kap. 3.

126 *Werner Sombart*, Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, 3 Bde., München 1987 (zuerst 1916–1927).

127 *Werner Sombart*, Prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus, in: Grundriss der Sozialökonomik, IV. Abteilung, 1. Teil, Tübingen 1925, S. 1–26, hier: S. 16.

128 Vgl. *Braudel*, Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts, Bd. 2, S. 627–644, sowie *Friedrich Lenger*, *Werner Sombart. 1863–1941. Eine Biographie*, 3. Aufl., München 2012, Kap. X (zuerst 1994), und *Wolfgang Mager*, La conception du capitalisme chez Braudel et Sombart. Convergences et divergences, in: *Heinz-Gerhart Haupt/Hinnerk Bruhns* (Hrsg.), *Werner Sombart. Journée d'études franco-allemande*, Paris 1990, S. 63–72.

beginnende »Tendenz zu industriellem Zusammenschluss und zur Entstehung von Großkonzernen« angeschlossen habe. Es ist angesichts der bekannten Bewunderung Schumpeters für den wagemutigen Unternehmer nicht überraschend, dass für ihn der intakte, vom Freihandel geprägte Kapitalismus des 19. Jahrhunderts der eigentliche Kapitalismus ist, ohne dass ihn diese Präferenz blind für das zeitlich vorhergegangene »mit dem Schwert in der Hand Geschäfte betreiben« gemacht hätte.¹²⁹

Den schumpeterschen Unternehmerheroen stellt in diesem Band Timo Luks die schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreichen und oft prekären kleinkapitalistischen Existenzen gegenüber, die für die Durchsetzung kapitalistischer Praktiken gleichwohl wichtig gewesen seien und eine theoretische Herausforderung für eine akkumulationsfixierte Kapitalismustheorie darstellten.¹³⁰ Hinsichtlich des Interesses an den Praktiken breiter Bevölkerungsschichten knüpft Jürgen Fingers Beitrag hieran an, der die Diskurse untersucht, die das Agieren von nicht selten weiblichen Kleinanlegern am Pariser »grauen« Kapitalmarkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts behandeln. Wie Luks entwickelt er eine anti-schumpetersche Perspektive, insofern eben der Kapitalmarkt nicht als Voraussetzung unternehmerischer Kreditschöpfung, sondern als Ort von Anlagestrategien »kleiner Leute« in den Blick genommen wird. Das macht erst wirklich verständlich, wie hoch die Wellen der Empörung waren, die ein Konjunkturinbruch wie die Gründerkrise von 1873 auslösen konnte. Wie Catherine Davies' deutsch-amerikanischer Vergleich in diesem Band deutlich macht, spielte dabei die institutionelle Rahmung eine erhebliche Rolle. Konkret sieht sie eine Entsprechung zwischen der Intransparenz und Anonymität deutscher Finanzmärkte und leicht antisemitisch aufzuladenden verschwörungstheoretischen Erklärungen für einen Zusammenbruch der Konjunktur auf der einen und eine Tendenz zur Anprangerung einzelner Personen im Kontext einer strengeren Regulierung von Aktiengesellschaften in den USA auf der anderen Seite. Das Kapitalmarktgeschehen als solches wurde dort nicht zum Gegenstand systemischer Kritik. Dazu passen die in diesem Band vorgelegten Ergebnisse eines weiteren deutsch-amerikanischen Vergleichs, in dem Thomas Adam die staatliche Defizitfinanzierung untersucht. Er kann zeigen, dass die in Deutschland vorgeschriebene »mündelsichere« Anlage von Stiftungskapital in Staatsanleihen diesen eine stabil niedrige Verzinsung bescherte, während die auf dem Markt frei gehandelten amerikanischen Staatsanleihen sehr viel stärker schwankten. Und auch der dritte deutsch-amerikanische Vergleich in diesem Band belegt eine weit deutlicher ausgeprägte staatliche Intervention in das deutsche Kapitalmarktgeschehen. Allerdings arbeiten Alexander Engel und Boris Gehlen in ihrem Beitrag auch heraus, dass die in der höheren Selbstorganisation und Selbstregulierung amerikanischer Börsenhändler ihre Entsprechung findenden Differenzen nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, dass sich »Spekulanten« in beiden Ländern effizient gegen Regulierungsversuche zu wehren wussten. Ganz konkret belegt das in diesem Band auch die Analyse Michael Buchners zu den »Möglichkeiten und Grenzen staatlicher Finanzmarktregulierung« in Deutschland um die Mitte der 1890er-Jahre.

Es ist nicht schwer zu erkennen, dass die in der jüngeren Politikwissenschaft so intensiv diskutierte Unterscheidung zwischen liberalen Marktwirtschaften wie Großbritannien oder den USA und koordinierten Marktwirtschaften wie etwa Frankreich oder Deutschland nicht erst das Ergebnis der Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg ist.¹³¹ Umge-

129 Joseph A. Schumpeter, Kapitalismus, in: *ders.*, Schriften zur Ökonomie und Soziologie, hrsg. v. Lisa Herzog/Axel Honneth, Berlin 2016 (zuerst 1946), S. 139–166, hier: S. 149 und 143.

130 Das Interesse an den Alltagspraktiken teilt Luks mit *Mischa Suter*, Rechtstrieb. Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus 1800–1900, Konstanz 2016.

131 Vgl. nur *Peter A. Hall/David Soskice*, An Introduction to Varieties of Capitalism, in: *dies.* (Hrsg.), Varieties of Capitalism. The Institutional Foundations of Comparative Advantage,

kehrt darf die Rückverlängerung entsprechender Pfadabhängigkeiten nicht den ganz irri- gen Eindruck bruchloser Entwicklung suggerieren. Schließlich entwickelten Sombart und Schumpeter ihre knapp vorgestellten Phasenmodelle während des Ersten beziehungsweise des Zweiten Weltkriegs. Und interessanterweise näherten sich die Vorstellungen der beiden allen persönlichen Animositäten und politischen Differenzen zum Trotz umso stärker an, je mehr sie gegenwartsnahe Zeiten betrafen.¹³² Mit Blick auf die von Schumpeter für die Zeit seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert konstatierte »Tendenz zu industriellem Zusammenschluss und zur Entstehung von Großkonzernen«, die seither in der klassischen Untersuchung von Alfred D. Chandler als *managerial revolution* analysiert worden ist, wich Sombarts Insistieren auf einer Veränderung des »kapitalistischen Geistes« vielleicht noch leicht von Schumpeters Zugriff ab.¹³³ Ihre Mitte der 1920er- beziehungsweise Mitte der 1940er-Jahre publizierten Prognosen waren dagegen deckungsgleich. Während Sombart von einem Hinübergleiten »in einen rein bürokratischen Verwaltungsschematismus« sprach, konstatierte Schumpeter »zunehmende [...] Bürokratisierung des Wirtschaftslebens, verbunden mit einer zunehmenden Dominanz der Interessen der Arbeiterschaft«. Das reichte für letzteren, »um den *regulierten* oder *gefesselten* Kapitalismus – sogar ohne umfassende Verstaatlichung der Industrie – in einen *gelenkten* Kapitalismus zu transformieren, den man fast ebenso berechtigt als Sozialismus bezeichnen könnte«. Und ganz ähnlich sah Sombart den Spätkapitalismus durch »gemeinwirtschaftliche und genossenschaftliche Prinzipien« durchsetzt und substanziell verändert.¹³⁴ In die dritte Auflage seines populärsten Werkes »Capitalism, Socialism and Democracy« wurde 1949/50 Schumpeters letzter Vortrag »The March into Socialism« aufgenommen, der das Argument noch weiter zuspitzte.¹³⁵ Die Entwicklungsrichtung stand für ihn also fest und zu ihren Gründen zählte nicht zuletzt das schwierige, in diesem Band von Jürgen Kocka systematisch behandelte Verhältnis von Demokratie und Kapitalismus.¹³⁶

Schumpeters Prognose war für ihn selbst eine pessimistische, glorifizierte er doch die »civilization of inequality and of the family fortune«, die den intakten Kapitalismus charakterisiert hatte.¹³⁷ Bemerkenswerter scheint, dass seine und Sombarts Prognosen das Bild des Spätkapitalismus bis in die frühen 1970er-Jahre hinein prägten, ein Begriff, der in jenen Jahren eine wahre Hochkonjunktur erlebte.

Oxford/New York etc. 2001, S. 1–68; quer zu den behaupteten Unterschieden liegt der so vehement von Mariana Mazzucato verfochtene »entrepreneurial state«, der gerade auch in den USA Schlüsselinnovationen ganz maßgeblich gefördert habe und dies auch unbedingt tun solle, allerdings dafür auch stärker an den Erträgen teilhaben müsse: vgl. *Mariana Mazzucato, The Entrepreneurial State. Debunking Public vs. Private Sector Myths*, New York 2015 (zuerst 2013).

132 Vgl. zum Verhältnis der beiden knapp *Friedrich Lenger, Krieg, Nation und Kapitalismus 1914–1918*. Werner Sombart, seine Freunde, Kollegen und das Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, in: *Friedrich Wilhelm Graf/Edith Hanke/Barbara Picht* (Hrsg.), *Geschichte intellektuell. Theoriegeschichtliche Perspektiven*, Tübingen 2015, S. 446–464, insb. S. 457f.

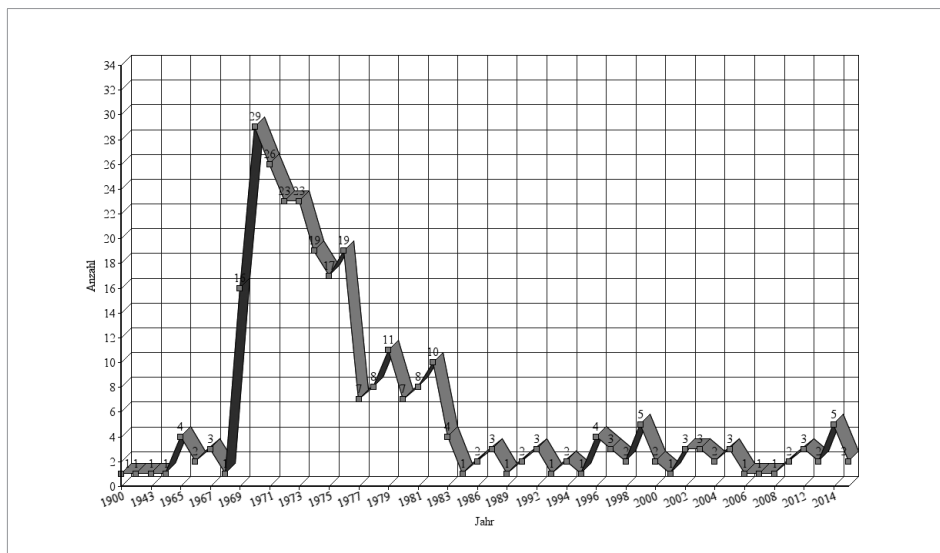
133 Vgl. *Alfred D. Chandler, Jr., The Visible Hand. The Managerial Revolution in American Business*, Cambridge/London 1977, und zu Sombarts Position *Lenger, Werner Sombart*, Kap. XIV.

134 *Sombart, Prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus*, S. 26, und *Schumpeter, Kapitalismus*, S. 164f.

135 *Joseph A. Schumpeter, Capitalism, Socialism and Democracy*, New York 1950.

136 Die Ergebnisse einer vom 23.–25. Juni 2016 in Darmstadt abgehaltenen politikwissenschaftlichen Tagung »Ziemlich beste Feinde. Das spannungsreiche Verhältnis von Demokratie und Kapitalismus« lagen bei Abfassung dieses Forschungsberichts noch nicht vor.

137 *Schumpeter, Capitalism, Socialism and Democracy*, S. 419.

Abbildung 1: Übersicht: »Spätkapitalismus« als Teil eines Buchtitels¹³⁸

So rekurrierte etwa Jürgen Habermas, als er 1973 ein »deskriptives Modell des Spätkapitalismus« zu entwickeln versuchte, vor allem auf zwei Phänomene: »einerseits auf den Konzentrationsprozeß der Unternehmen [...] und die Organisierung der Güter-, Kapital- und Arbeitsmärkte; andererseits darauf, daß der interventionistische Staat in die wachsenden Funktionslücken des Marktes einspringt«.¹³⁹ Und selbst Ernest Mandel verwies in seiner sehr viel stärker an Marx orientierten Analyse des Spätkapitalismus auf die entsprechenden Arbeiten Schumpeters.¹⁴⁰ Die von Habermas aufgeworfene Frage, ob »der Kapitalismus gar in eine nachkapitalistische Gesellschaftsformation überführt worden [sei], die die krisenhafte Verlaufsform des ökonomischen Wachstums überwunden hat«, mochte einen sorgenvollen Beiklang haben, aus heutiger Sicht sind die Gemeinsamkeiten zwischen politisch so verschiedenen Autoren wie Schumpeter und Habermas bemerkenswerter, umschrieben doch beide die Rahmenbedingungen des Nachkriegsbooms.¹⁴¹ So trafen sich Schumpeters prospektive Überzeugung von den »vast productive possibilities of the capitalist engine that promise indefinitely higher mass standards of life« und Habermas' retrospektives Eingeständnis, es sei

»in den fortgeschrittensten kapitalistischen Ländern gelungen, den Klassenkonflikt [...] in seinen Kernbereichen latent zu halten; den Konjunkturzyklus zeitlich zu strecken und die periodischen Schübe der Kapitalentwertung in eine inflationäre Dauerkrise mit milderer konjunkturellen Schwankungen umzuwandeln«.¹⁴²

138 Quelle: Worldcat.org. Für die Erstellung der Grafik und die zugrunde liegende Recherche danke ich Thore Czopnik (Gießen).

139 Jürgen Habermas, Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, Frankfurt am Main 1973, S. 50f.

140 Vgl. Ernest Mandel, Der Spätkapitalismus. Versuch einer marxistischen Erklärung, Frankfurt am Main 1972, S. 460f., Anm. 3.

141 Habermas, Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, S. 49.

142 Schumpeter, Capitalism, Socialism and Democracy, S. 419, und Habermas, Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, S. 58.

Bedroht seien die von einem Klassenkompromiss gekennzeichneten spätkapitalistischen Gesellschaften allenfalls von den ökologischen Grenzen des Wachstums und der nuklearen Bedrohung.

Die Zeitdiagnosen der frühen 1970er-Jahre sind hier nicht weiterzuverfolgen. Aus der Sicht des Jahres 2016 scheinen die von ihnen beschriebenen Verhältnisse weit weg, wobei noch unklar ist, ob dies mehr an der Schärfe eines für die Mitte der 1970er-Jahre behaupteten Strukturbruchs liegt oder an der Indienstnahme einer idealisierten Beschreibung dieser Verhältnisse als Folie, vor der sich die Schrecken einer »neoliberal-globalistische[n] Revolution« am effektivsten darstellen lassen.¹⁴³ Was mit dem Strukturbruch der 1970er-Jahre sein Ende gefunden haben soll, ist ein fordistisches Produktionsmodell, das von standardisierter Massenproduktion und steigender Massennachfrage gekennzeichnet war, wobei letztere von gewerkschaftlich erkämpften Lohnsteigerungen im Einklang mit der Entwicklung von Produktivität und Profit getragen und durch keynesianische Nachfragestärkung unterfüttert wurde.¹⁴⁴ In diesem Band gehen Christian Marx und Morten Reitmayer das Thema am Beispiel der deutschen, französischen und britischen Chemieindustrie an, kommen aber zu dem Ergebnis, dass für die Veränderung der jeweiligen Produktionsmodelle seit den 1970er-Jahren der gestiegene Einfluss der Finanzmärkte nicht allein entscheidend gewesen sei, den Unternehmensleitungen vielmehr im Rahmen nationaler und konzernspezifischer Pfadabhängigkeiten durchaus erhebliche Entscheidungsspielräume geblieben wären.¹⁴⁵ Ohnehin zeichnen sich die frühen 1970er-Jahre in längerfristig angelegten Betrachtungen nicht regelmäßig als scharfer Einschnitt ab. So zeichnet der Beitrag von Jürgen Dinkel zum Wandel des (Ver-)Erbens in der Bundesrepublik einen zwar rasch verlaufenden, aber kaum von Zäsuren geprägten Prozess zunehmender Liberalisierung und Individualisierung der Testierpraxis bei schnell anwachsenden Vermögen nach. Gleichfalls recht kontinuierlich stiegen seit den 1950er-Jahren die von Kieran Heinemann untersuchten Investitionen britischer Kleinanleger an. Die soziale Öffnung der Börse war deshalb eine recht zähe Angelegenheit, zumal die Spekulation für viele Anleger ein funktionales Äquivalent für Spiele und Wetten darstellte. Daran knüpft Sina Fabians Analyse des »popular capitalism« der Thatcher-Ära unmittelbar an, die zeigt, wie vielschichtig und in sich widersprüchlich die Privatisierung staatlicher Unternehmen und insbesondere des »council housing« verlief. Hier ließe sich auch von Vermarktlichung sprechen, also von der Überführung zuvor staatlich-bürokratisch verwalteter Güter und Dienste in eine marktformige Allokation, wie sie nach 1989/90 schockartig in den nun postsozialistischen Gesellschaften durchgesetzt wurde.¹⁴⁶

Auch wenn Wirtschaftssoziologen wie Jens Beckert überzeugend argumentiert haben, dass es »kein ökonomisches Handeln unabhängig von normativen und kognitiven Prägungen« gibt, scheint es durchaus sinnvoll, die angesprochenen Prozesse der Vermarktlichung

143 Streeck, *Wie wird der Kapitalismus enden?*, S. 107.

144 Vgl. etwa die in der Bundesrepublik einflussreiche Darstellung von *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, 2., erg. Aufl., Göttingen 2010, insb. S. 39, sowie zum Begriff *Adelheid von Saldern*, »Alles ist möglich«. Fordismus – ein visionäres Ordnungsmodell des 20. Jahrhunderts, in: *Lutz Raphael* (Hrsg.), *Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert*, Köln/Weimar etc. 2012, S. 155–192.

145 Vgl. zur Einordnung auch *Knud Andresen/Ursula Bitzegeio/Jürgen Mittag* (Hrsg.), »Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er-Jahren, Bonn 2011.

146 Vgl. *Ralf Ahrens/Marcus Böick/Marcel vom Lehn*, *Vermarktlichung. Zeithistorische Perspektiven auf ein umkämpftes Feld*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 12, 2015, S. 393–402, insb. S. 395, sowie die Beiträge von Rudolf Kučera und Markus Böick im selben Heft.

im Anschluss an Karl Polanyi als Herauslösung aus früheren sozialen Einbettungen zu beschreiben.¹⁴⁷ Von daher ist es wenig überraschend, dass sie regelmäßig auf Widerstand gestoßen sind. Dies sind indessen keineswegs die einzigen Wurzeln einer seit dem 18. Jahrhundert virulenten Kapitalismuskritik.¹⁴⁸ Zu den anderen zählt etwa die Konsumkritik, die zuletzt Wolfgang Streeck in der Erwartung zugespitzt hat, »die Märkte für Konsumgüter könnten an irgendeinem Punkt doch gesättigt sein«, da »der Konsum in reifen kapitalistischen Gesellschaften sich längst vom materiellen Bedarf abgelöst hat«.¹⁴⁹ Sehr viel konkreter untersucht das in diesem Band Benjamin Möckel am Beispiel der sich seit den 1960er-Jahren bildenden »Fair-Trade«-Bewegung. Die damit indirekt in den Blick genommenen Länder der sogenannten Dritten Welt spielen auch in dem Beitrag von Simone M. Müller eine zentrale Rolle, hatte sie doch der Chefökonom der Weltbank Lawrence Summers Ende 1991 als ideale Standorte für die Aufnahme von Giftmüll ausgemacht. Auslöser waren nicht zuletzt gesetzliche Regelungen in den USA, welche die zuvor mögliche inländische Lagerung mit anderem Müll erschwerten. Die Blockierung der bis dahin üblichen Externalisierung der Umweltbelastungen führte so erst zur Kommodifizierung des Giftmülls, der dann ganz marktgerecht seinen Weg in die sogenannten Entwicklungsländer fand.

Gerade das zuletzt angesprochene Beispiel führt noch einmal vor Augen, dass gerade auch für die jüngste Vergangenheit die Kapitalismusgeschichte einer globalen Dimension dringend bedarf. Ansätze dazu sind wie Vorschläge zur systematischen Konzeptualisierung globaler Ungleichheit rar. Die Weltsystemtheorie hatte einen energischen Schritt in diese Richtung getan, an den sich aufgrund der unübersehbaren Schwächen des Theorie Rahmens nicht unmittelbar wird anknüpfen lassen. Zudem besitzen die bei einigen ihrer führenden Vertreter unübersehbaren Erlösungshoffnungen – wie auch immer man die Zukunft Chinas beurteilen mag – nur geringe Werbekraft. Auf der anderen Seite ist die Empfehlung einer Rückkehr zu nationalstaatlichen Lösungen, wie man sie etwa von Wolfgang Streeck hört, wenig überzeugend, zumal sie mit keiner eingehenden Analyse der für zentral gehaltenen Finanzialisierung verbunden ist.¹⁵⁰ Entlarvende und moralisierende Kritik hat ohne Zweifel ihren Sinn in der politischen Auseinandersetzung, Einsichten in die spezifische Dynamik des heutigen Finanzmarktkapitalismus und seine globalen Wirkmechanismen ersetzt sie nicht.¹⁵¹ Auf einer beschreibenden Ebene sind die als Komponenten eines »digitalen Finanzmarktkapitalismus« in Anschlag gebrachten Elemente der Digitalisierung, eines angebotsorientierten Monetarismus und eines »Leitbild[s] des ›unterneh-

147 *Jens Beckert*, Die sittliche Einbettung der Wirtschaft. Von der Effizienz- und Differenzierungstheorie zu einer Theorie wirtschaftlicher Felder, in: *Lisa Herzog/Axel Honneth* (Hrsg.), *Der Wert des Marktes. Ein ökonomisch-philosophischer Diskurs vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Berlin 2014, S. 548–576, hier: S. 569; vgl. *Karl Polanyi*, *Ökonomie und Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1979, zum Beispiel S. 135, sowie zum Begriff *Christof Dejung*, *Einbettung*, in: *ders./Monika Dommann/Daniel Speich-Chassé* (Hrsg.), *Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen*, Tübingen 2014, S. 47–71.

148 Ein oft klischeehafter Überblick bei *Jeffrey Frieden/Ronald Rogowski*, *Modern Capitalism: Enthusiasts, Opponents, and Reformers*, in: *Neal/Williamson*, *The Cambridge History of Capitalism*, Bd. 2, S. 384–425.

149 *Wolfgang Streeck*, *Wie wird der Kapitalismus enden?*, Teil II, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 2015, H. 4, S. 109–120, hier: S. 112.

150 Eine solche ersetzen auch die glänzend geschriebenen Essays des Literaturwissenschaftlers *Joseph Vogl* nicht; vgl. *Joseph Vogl*, *Das Gespenst des Kapitals*, Zürich 2010, und *ders.*, *Der Souveränitätseffekt*, Zürich 2015.

151 Zur ersten Orientierung durchaus hilfreich *Alexander Engel*, *The Bang after the Boom. Understanding Financialization*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 12, 2015, S. 500–510.

merischen Selbst« ja durchaus plausibel, wenngleich sie nicht im selben Maße mit dem behaupteten Strukturbruch zusammenpassen und den Blick auf andere zeitgenössisch intensiv diskutierte postfordistische Optionen verdecken.¹⁵² Tiefere Einblicke in die Dynamik des erneuten Formwandels des Kapitalismus sowie in die politischen Voraussetzungen und globalen Dimensionen etwa der Deregulierung des Finanzsektors sind damit aber noch nicht gewonnen, ohne die der sympathische Ruf nach »Reichtum ohne Gier« einen leicht naiven Klang hat.¹⁵³ Die in dieser Einleitung vorgestellte Literatur gibt Grund zu der Annahme, dass solche Einsichten am ehesten von Arbeiten zu erwarten sind, welche die jüngsten Wandlungsprozesse im Kontext einer längerfristigen Entwicklung und ihrer theoretischen Reflexion zu begreifen suchen. Sie könnten durchaus an den jüngst von Jens Beckert vorgelegten Vorschlag anknüpfen, die Dynamik des Kapitalismus aus dessen Zeitstruktur zu erklären. Dieser Vorschlag nimmt die bei Sombart und Schumpeter ja durchaus schon präsente Einsicht auf, in wie hohem Maße kapitalistisches Agieren von Zukunftsprojektionen gelenkt ist, systematisiert sie und entwickelt sie zu einem umfassenderen Konzept weiter. Wie er selbst abschließend betont, bleibt aber – auch um über eine rigide Dichotomie zwischen traditionalem und modernem Zeitverständnis hinauszukommen – zum einen noch zu untersuchen, wie sich die dergestalt zentral gesetzten »imagined futures« in räumlich-zeitlicher Hinsicht veränderten und wie sie eine Periodisierung der Kapitalismusgeschichte erlauben könnten, und zum anderen zu beachten, dass diese »imagined futures are all reincorporated into the inner logic of capitalism«.¹⁵⁴

152 *Doering-Manteuffel/Raphael*, Nach dem Boom, S. 9; vgl. als eine seinerzeit viel beachtete Alternative *Michael J. Piore/Charles F. Sabel*, Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft, Berlin 1985 (zuerst engl. 1984).

153 Vgl. *Sahra Wagenknecht*, Reichtum ohne Gier. Wie wir uns vor dem Kapitalismus retten, Frankfurt am Main/New York 2016.

154 *Jens Beckert*, Imagined Futures. Fictional Expectations and Capitalist Dynamics, Cambridge 2016, S. 285.

